

Sonderheft Nr. 6 (2026)

Transgenerationale Weitergabe von Traumata

Auswirkungen des Jugoslawienkriegs auf die Generation In-Between mit Fokus auf die Parentifizierung

Ines Rivic¹

¹ Sigmund Freud PrivatUniversität

Die vorliegende Arbeit wurde als Diplomarbeit zur Erlangung des akademischen Grades Magister der Psychotherapiewissenschaft an der Sigmund Freud PrivatUniversität Wien, Fakultät für Psychotherapiewissenschaft, eingereicht und von Univ.-Prof. Mag. DDr. Bernd Rieken betreut.

Kurzzusammenfassung

Der Begriff der Transgenerationalität ist in den letzten Jahren immer weiter ins Zentrum der Gesprächsthemen unserer Gesellschaft gerückt. Der Grund hierfür könnte der zunehmende Abstand zu den Kriegsgeschehen und somit die Folge zur zunehmenden Bereitschaft der Traumabearbeitung sein. Traumen sind überwältigende Ereignisse, die eine Bedrohung für das Wohlergehen des Menschen darstellen, wodurch Kriege definitiv als Traumaereignisse zu verstehen sind. Die folgende Arbeit bezieht sich auf die Betrachtung der Auswirkungen des Jugoslawienkrieges auf die zweite Generation der Kriegsbetroffenen. Oftmals werden hierbei die Auswirkungen der verdrängten oder verleugneten traumatischen Erlebnisse der ersten Generation untersucht, was hier jedoch nicht im Fokus stehen soll. Stattdessen wird die komplexe Eltern-Kind-Beziehung, unter anderem durch das Phänomen der Parentifizierung, analysiert. Bei der Parentifizierung handelt es sich um die Übernahme elterlicher Pflichten seitens der Kinder, was oft bei geflüchteten ehemaligen Jugoslawinnen und Jugoslawen zu beobachten ist. Anhand der Durchführung von sieben leitfadengestützten Interviews mit Angehörigen der zweiten Generation, auch genannt „Generation In-Between“, sollen die Auswirkungen des Krieges auf die Nachkommen der Kriegsflüchtlinge erläutert werden.

Abstract

In recent years, the concept of transgenerationality has become more and more the focus of discussion in our society. The reason behind could be the increasing distance to traumatizing events like war and thus increasing willingness to deal with trauma. Trauma are overwhelming events that pose a threat to human well-being. Hence by definition wars count as trauma events. The following work considers the effects of the Yugoslavian War on the second generation of those affected by the war. The complex parent-child relationship is analyzed. Especially the phenomenon of parentification is discussed. Parentification is the assumption of parental responsibilities by the children, which can often be seen in the case of ex-Yugoslav refugees. By conducting five interviews with members of the second generation, also known as the „in-Between generation“, the factors of parentification and their consequences for the affected as a result of the war are focused.

Inhaltsverzeichnis

1	EINLEITUNG	6
1.1	THEMENBESCHREIBUNG	6
1.2	AUFBAU DER ARBEIT	8
1.3	ZIELSETZUNG	8
2	BESCHREIBUNG DES GEGENÜBERTRAGUNGSPHÄNOMENS.....	10
2.1	BEGRÜNDUNG DER THEMENWAHL.....	10
2.2	REFLEXION DER SUBJEKTIVEN SICHTWEISE.....	11
2.3	KONTEXT.....	13
3	HISTORISCHER KONTEXT.....	14
3.1	KÖNIGREICH JUGOSLAWIEN	14
3.2	AUSLÖSER DES BALKANKRIEGS.....	15
3.3	ZERFALL JUGOSLAWIENS.....	16
4	ETHNOSOZIOKULTURELLE ASPEKTE.....	18
4.1	GESELLSCHAFT	18
4.2	POLITIK	19
4.3	WIRTSCHAFTSFORM	19
5	TRAUMA UND TRAUTMATISIERUNG.....	21
5.1	URSPRUNG UND DEFINITION	21
5.1.1	BEGRIFF	21
5.1.2	ÄTILOGIE DES TRAUMAS.....	21
5.1.3	UNTERSCHIED ZU WEITEREN SÄUGETIEREN.....	22
5.2	EINBLICKE IN DIE TRAUTMFORSCHUNG	22
5.3	MÖGLICHE FOLGEN.....	24
5.4	PSYCHOANALYTISCHE REFLEXION DES TRAUMAS	26

6 TRANSGENERATIONALE WEITERGABE UND IHRE AUSWIRKUNGEN	29
6.1 PRIMÄRE UND SEKUNDÄRE TRAUMAWEITERGABE	30
6.2 EPIGENETISCHE MECHANISMEN	31
6.3 MERKMALE DER TRANSGENERATIONALEN WEITERGABE AN DER ZWEITEN GENERATION	33
6.3.1 DEFINITION „GENERATION IN-BETWEEN“	33
6.3.2 IDENTITÄT.....	36
6.3.3 KOHÄRENZGEFÜHL	38
6.3.4 GEMEINSAMKEITEN ZWISCHEN DER 1. UND 2. GENERATION	39
7 PARENTIFIZIERUNG	41
7.1 ELTERN	42
7.2 EINFLUSS DER BINDUNGSPERSON AUF DIE FRÜHE ENTWICKLUNG.....	45
7.3 AUFLÖSUNG DER GENERATIONSGRENZEN – INTROJEKTION UND IDENTIFIZIERUNG	47
7.4 SYMBOLBILDUNGS- UND MENTALISIERUNGSPROZESS	50
8 FORSCHUNGSPROJEKT.....	53
8.1 METHODE	53
8.2 FORSCHUNGSDESIGN	54
8.3 DURCHFÜHRUNG.....	55
8.3.1 AUFGABE DER INTERVIEWERIN BEZIEHUNGSWEISE DES INTERVIEWERS	55
8.3.2 INTERVIEWLEITFADEN	56
8.3.3 INDUKTIVE KATEGORIENBILDUNG	57
8.4 AUSWERTUNG	58
8.5 ERGEBNISSE	60
8.5.1 BEZIEHUNG.....	62
8.5.2 PARENTIFIZIERUNG.....	63
8.5.3 GEMEINSAMKEITEN DER ERSTEN UND ZWEITEN GENERATION	64
8.5.4 TRAUMAERKENNSMERKMALE	65
8.5.5 GENERATION IN-BETWEEN	65
8.5.6 BALKAN.....	66
8.5.7 JUGOSLAWIEN	67
8.5.8 IP BETREFFEND	68
8.6 DISKUSSION	68
8.7 INDIVIDUALPSYCHOLOGISCHE ANALYSE	72

8.7.1 LEBENSSTIL	73
8.7.2 GEMEINSCHAFTSGEFÜHL	75
8.7.3 SCHAM.....	78
8.7.4 MINDERWERTIGKEITSGEFÜHLE	79
8.7.5 IDENTITÄT.....	80
8.8 CHARAKTERISIERUNG DER INTERVIEWPARTNERINNEN.....	84
8.8.1 INTERVIEWPARTNERIN 1.....	84
8.8.2 INTERVIEWPARTNER 2.....	88
8.8.3 INTERVIEWPARTNER 3.....	91
8.8.4 INTERVIEWPARTNERIN 4.....	93
8.8.5 INTERVIEWPARTNER 5.....	95
8.8.6 INTERVIEWPARTNERIN 6.....	97
8.8.7 INTERVIEWPARTNERIN 7	99
9 CONCLUSIO	101
10 LITERATURVERZEICHNIS	103

1 *Einleitung*¹

„Die Schatten unserer Geschichte sind im Leben immer da und haben eine Wirkung – ob wir sie denn wahrhaben wollen oder nicht – immer ist auch die Kraft des Lebens da, die uns trägt.“ (Lützner-Lay 2016, 1)

Die vorliegende Arbeit und die damit einhergehende Forschungsaktivität setzt sich das Ziel, Einflüsse von Traumaerlebnissen der Eltern auf ihre Kinder aufzudecken. Es scheint, dass diesem Thema viel zu lange keine Beachtung geschenkt worden ist, wobei jedoch gesagt werden sollte, dass vor allem Länder wie Österreich und Deutschland davon betroffen sind. Die Auswirkungen von Traumen auf weiterfolgende Generationen ist wissenschaftlich bestätigt worden und sollte nicht weiter ignoriert werden.

1.1 *Themenbeschreibung*

Immer wieder stehen die Länder Europas vor der Herausforderung Flüchtlinge aus Krisengebieten zu beherbergen und die ankommenden Personen in dem eigenen Land zu integrieren. Integration allein heißt nicht nur, dass die primären und sekundären Grundbedürfnisse befriedigt werden, sondern vor allem auch, dass die von ihrem Heimatland geflüchteten Personen, welche eine Reihe an traumatischen Ereignissen während der Kriegszeit erlebt haben, adäquat betreut und unterstützt werden. Die Notwendigkeit der psychotherapeutischen Behandlung folgt aus der großen Bereitschaft zur Entwicklung von Traumafolgestörungen, welche im Jahr 2015 bei einem Anteil von rund 40% der Flüchtlinge lag. (vgl. Eppensteiner 2015, 127) Bei Flüchtlingen des Bürgerkriegs in Exjugoslawien belief sich die Rate der Entstehung von PTBS, der posttraumatischen Belastungsstörung, auf 30 – 60%. (vgl. Lersner et al. 2008, 113) Entgegen der einschlägigen, populärpolitischen Meinung, die Integration von Flüchtlingen stelle einen gesamtgesellschaftlichen Nachteil dar, weisen Studien auf, dass speziell der Arbeitsmarkt langfristig von der Eingliederung von Flüchtlingen profitiert und zu einer Stimulation der Wirtschaft eines Staates beiträgt. (vgl. Fratzscher & Junker 2015, 1087) Doch um arbeitstechnisch effizient handeln zu können, ist es wichtig, einen Blick auf die psychische Gesundheit des Betroffenen zu werfen. Eine Studie aus dem Jahr 2008, bestehend aus 50 freiwilligen Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die aus dem ehemaligen Jugoslawien stammen und im Zuge des Bürgerkriegs nach Deutschland geflohen sind, konnte aufweisen, dass psychisch gesunde sich weitaus besser ins Exiland eingliederten als psychisch kranke Personen. Eine schlechte, misslungene Integration zieht weiters eine niedrigere Lebensqualität und eine Verschlechterung der Gesundheit nach sich, die nicht nur persönliche, sondern auch gesamtgesellschaftliche Nachteile birgt. Auch heute noch sind die Kriegsflüchtlinge des

¹ Diese Arbeit wurde als Abschlussarbeit des Magisteriums der Psychotherapiewissenschaft an der Sigmund Freud Privat Universität Wien approbiert und zur Anrechnung als Abschlussarbeit des Fachspezifikums Individualpsychologie an der SFU eingereicht.

ehemaligen Jugoslawiens psychisch stark belastet, weshalb nochmals betont werden soll, dass bereits zu Beginn der Aufnahme von Personen eine ganzheitliche Integration, die sich auch mit der Psyche der Betroffenen beschäftigt, verfolgt werden sollte. (vgl. Lersner et al. 2008, 117 – 119)

Um das Thema in seiner Gänze betrachten zu können, empfiehlt es sich einen Perspektivenwechsel zwischen den einzelnen betroffenen Gruppen einzunehmen. Den Aufnahmeländern wird die Aufgabe zugeteilt, große Menschenmassen zu beherbergen und das komplexe Geschehen zu koordinieren. Die Flüchtlinge wiederum stehen grundsätzlich vor der Notwendigkeit den Verlust ihrer Heimat, Staatszugehörigkeit und vertrauten Umgebung zu bewältigen. Die Konfrontation mit einer neuen Kultur, die in den meisten Fällen aus einer neuen Sprache, Wert- und Normensystemen, sowie politischen Regelungen besteht, führt zur Identitätsverwirrung. Die Identität meint das Selbstverständnis einer Person sich als einmaliges Individuum anzusehen. Sie setzt sich aus der eigenen Betrachtung, aber auch der Sicht des sozialen Umfelds zusammen. Die Identitätsfindung geschieht in der Auseinandersetzung mit der umgebenden Kultur. Das Zusammenspiel der eigenen Charakterzüge mit der vorliegenden Umwelt und den darin bestehenden Werte- und Normensystemen beeinflusst die Identität. Daraus wird verständlich, warum das Verlassen der „eigenen“ Kultur zu einem Identitätsverlust führen kann. Schließlich ist die Folge des Verlustes der Heimat, der sozialen Beziehungen und eigener für die Persönlichkeit wichtiger Beschreibungen, wie etwa die Berufsausübung, verändert worden. (vgl. Hobmair 2013, 337 – 338)

Nicht zu vergessen ist der Aspekt, dass die ankommenden Kriegsflüchtlinge zur Migration gezwungen worden sind. Dies ist so zu verstehen, dass die Migrantinnen und Migranten Außenstehende der Gesellschaft darstellen, die sich in ein funktionierendes System einfügen müssen, um dem Status des Flüchtlings zu entkommen. (vgl. Eppensteiner 2015, 128 – 129) Den Prozess der Integration dieser Frauen, Männer und Kinder ist je nachdem besser oder schlechter umgesetzt worden. Was jedoch oft außer Acht gelassen wird, ist die Betrachtung der Weitergabe traumatischer Erlebnisse an die zweite Generation. Bei der Bezeichnung „Generation“ gibt es zwei Arten, diesen Begriff zu verstehen. Zum einen kann auf der gesellschaftlichen Ebene davon gesprochen werden, dass eine Generation auf einer Geburtskohorte beruht, was aussagt, dass die Personen alle im gleichen Zeitrahmen geboren worden sind. Zum anderen umfasst die Generation ein Familiensystem und stellt die Abfolge zwischen Großeltern, Eltern und Kindern dar. Die zweite Version der Definition dieses Begriffs wäre die, die in dieser Magisterarbeit verwendet wird. (vgl. Wiegand-Grefe & Möller 2012, 611) Dieses Phänomen steckt in der Bezeichnung transgenerational. Das Wort „transgenerational“ ist in literarischen Werken auch unter den Synonymen transgenerativ und intergenerational vorzufinden. (vgl. Dunkel 2021, 217) Man geht von der Annahme aus, dass sich zwischen den Generationen stets ähnliche oder sogar dieselben Konflikte widerspiegeln, wodurch ein intrafamiliärer Wiederholungszwang, der auf Übertragungsprozesse zwischen den Generationen beruht, besteht. (vgl. ebd., 611) Oftmals fokussiert man sich nur auf die Flüchtlinge selbst und lässt außer Acht, dass die erlebten Ereignisse der ersten Generation Einfluss auf die Nachkommen dieser haben. Die Traumawitergabe ist ein Ansatzpunkt, der häufig vernachlässigt wird und zu welchem bisher noch kaum psychologische und psychotherapeutische Studien

durchgeführt worden sind, obwohl dies vor allem in einem Land wie Österreich ein wichtiges Thema darstellt. Der Grund hierfür liegt darin, dass Österreich bereits mehrere zehntausende Familien aus ehemaligen Kriegsgebieten aufgenommen hat. (vgl. Opetnik 2021, 15) Traumatische Ereignisse zeigen oft keine äußereren Spuren, sondern erst die Verbindung zwischen den unspezifischen Symptomen mit der individuellen Lebensbiografie des Betroffenen ermöglichen es der Therapeutin bzw. dem Therapeuten innerhalb der psychotherapeutischen Behandlung auf eine transgenerationale Weitergabe eines Traumas zu schließen. (vgl. König 2020, 9)

1.2 Aufbau der Arbeit

Bei dieser Magisterarbeit soll die Komplexität der Thematik durch das Umfassen aller benötigten Aspekte möglichst klar dargestellt werden. In der Einleitung beginnend befindet sich die Themenbeschreibung, der Aufbau und die Zielsetzung der Arbeit. Um einen ganzheitlichen Blick zu ermöglichen, befassen sich die darauffolgenden Kapitel mit dem historischen Kontext, welches das Königreich Jugoslawien, den Auslöser des Balkankrieges und den Zerfall dieses beschreibt, sowie die ethnosoziokulturellen Aspekte, welche deutlich aufzeigen, auf welche Herausforderungen die Kriegsflüchtlinge in Österreich gestoßen sind. Anschließend folgen die traumaspezifischen Inhalte dieser Arbeit. Im fünften Kapitel werden Trauma und Traumatisierung definiert, Einblicke in die Traumaforschung gewährt, mögliche Folgen genannt und eine psychoanalytische Reflexion von Traumata beschrieben. Im sechsten Kapitel wird die transgenerationale Weitergabe von Traumaerlebnissen an die zweite Generation behandelt. Hierzu wird das Phänomen der primären und sekundären Traumatisierung, die epigenetischen Mechanismen, Gemeinsamkeiten der ersten und zweiten Generation, sowie Kennzeichen der Traumawiederholung an die Angehörigen der „Second-Generation“ dargestellt. Im siebten Kapitel wird das Phänomen der Parentifizierung erläutert, da es eine interessante Folge von transgenerationaler Traumawiederholung darstellt. Im letzten Abschnitt der Magisterarbeit werden die Methodik, das Forschungsdesign, die Durchführung, die Auswertungsmethode und Ergebnisse genannt. Die Erkenntnisse des Forschungsprojekts werden diskutiert und mit den zuvor beschriebenen Inhalten in Verbindung gebracht, um ein Fazit ziehen zu können.

1.3 Zielsetzung

Das Ziel dieser Magisterarbeit ist es herauszufinden, inwieweit das Phänomen der Parentifizierung bei den Nachkommen der ex-jugoslawischen Kriegsflüchtlinge gegeben ist und welchen Einfluss das Trauma auf die Beziehung der Eltern zu ihren Kindern hat. Mit Bedacht wird auch Bezug zum historischen Kontext des Jugoslawienkrieges und den ethnosoziokulturellen Aspekten genommen, da das Gesamtwissen zum Verständnis der Betroffenen führt und somit auch die Besonderheit dieser Arbeit darstellt. Nach dem Lesen soll zum einen das Wissen zur Thematik des Traumas und der transgenerationalen Weitergabe, aber auch zum anderen das Hintergrundwissen der genannten

Bevölkerungsgruppe erklärt werden. Ererbte Wunden der transgenerationalen Weitergabe bleiben in den meisten Fällen unerkannt, weshalb eine Intention dieser Arbeit darin besteht, auf das Phänomen aufmerksam zu machen. Schließlich sind transgenerational vergebene Wunden behandel- und heilbar. (vgl. Drexler 2020, 14) Personen, die dazu gezwungen waren ihr Land zu verlassen, haben bis zur Ankunft ins sichere Exilland eine Reihe an traumatisierenden Ereignissen erlebt. Krieg, Verfolgung, jegliche Arten des Missbrauchs, Angst, Verluste und Vernachlässigung, der jedem Menschen zustehenden Grundbedürfnisse sind Gegebenheiten, die Kriegsflüchtlingen zu hoher Wahrscheinlichkeit bekannt sind. Auch Flüchtlinge des Jugoslawienkriegs sind in Aufnahmeländern wie Österreich und Deutschland der Diskriminierung und nichtzutreffenden Vorurteilen ausgesetzt gewesen. (vgl. Pichlhöfer 2021, 230)

Wie im Text detailliert geschildert, bestehen Gemeinsamkeiten zwischen der ersten und zweiten Generation. Aus diesem Grund werden Interviews mit sieben Kriegsflüchtlingsnachkommen durchgeführt, welche anschließend transkribiert und nach der Auswertungsmethode von Mayring analysiert und durch die Erstellung von Lebensstilanalysen betrachtet werden. Dadurch soll die Forschungsfrage nach dem Ausmaß der Parentifizierung zwischen den Generationen erhoben werden. Es soll aufgezeigt werden, dass die Traumaereignisse während des Balkankrieges, aber auch der anderen Kriege, einen Einfluss auf die zweite Generation haben und die Beziehung zwischen ihnen und ihren Eltern beeinflusst hat.

2 *Beschreibung des Gegenübertragungssphänomens*

2.1 *Begründung der Themenwahl*

Mit der Thematik kam ich erstmals über das literarische Werk „Wie Traumata in die nächste Generation wirken“ (Baer & Frick-Baer, 2014) im Rahmen einer Lehrveranstaltung in Berührung. Ich konnte mich in vielen der Fallgeschichten von traumatisierten Kindern der zweiten Generation wiederfinden. Auch wenn sich der Großteil der Falldarstellungen auf Geschehnisse des Zweiten Weltkriegs bezog, können aufgetretene Merkmale und Übertragungen von den Eltern auf ihre Kinder mit der hier betrachteten Ausgangssituation verglichen werden. Anhand der Literatur konnte ich erstmals erlebten Phänomene wie dem Erleben von unbegründeten Angstzuständen, dem Schweigen über bestimmte Themen ohne ersichtliche Gründe und der Übernahme elterlicher Pflichten und Wünsche, um diese zu schonen und zu schützen, eine adäquate Bezeichnung geben.

Migration und Völkerwanderung sind gesellschaftliche und humane Phänomene, welche von Anbeginn der Menschheit Bestandteil unseres Lebens gewesen sind. Bereits die Steinzeitmenschen wanderten von Ort zu Ort und wurden zwischendurch immer wieder sesshaft, falls nicht die kalten Jahreszeiten die Weiterwanderung initiierten. Heutzutage ist dies natürlich anders, da uns der Fortschritt der Wissenschaft und Technik ermöglicht hat, uns in fast allen Gebieten der Erdoberfläche dauerhaft zu siedeln. Heutige Beweggründe, seine Heimat zu verlassen, sind zumeist Folgen von Kriegen, der Politik oder der Wirtschaft.

Allein in Österreich zählen Personen aus Bosnien und Herzegowina, Kroatien und Serbien unter den ersten zehn Plätzen ausländischer Staatsangehöriger. (vgl. Statistik Austria 2020, 8) Im Jahr 2019 war knapp ein Viertel, über zwei Millionen Menschen, der Gesamtbevölkerung Österreichs Personen mit Migrationshintergrund. (vgl. ebd., 23)

Man könnte meinen, es sei die Pflicht jedes Landes beziehungsweise jeder politischen Regierung eines Exillandes, Flüchtlinge aus Krisengebieten aufzunehmen. So war es damals auch beim Balkankrieg der Fall und circa 60 000 Kriegsflüchtlinge beschlossen daraufhin dauerhaft in Österreich zu bleiben. (vgl. Gries 2016, 5) Die damalige Aufnahme der großen Anzahl an Frauen, Männern und Kindern stellte aufgrund des ähnlichen Kulturkreises beider Nationen keine Schwierigkeit dar. Aufgrund dessen war es für die Kriegsflüchtlinge möglich sich in die österreichische Gesellschaft zu integrieren. Im Vergleich zu den heutigen Flüchtlingen, die beispielsweise aus Syrien und dem Iran in Österreich anreisen, sind die kulturellen Unterschiede minimal gewesen. (vgl. ebd., 5)

Diese Arbeit beschäftigt sich vorwiegend mit den Auswirkungen der transgenerationalen Weitergabe von Traumata an die sogenannte „Generation In-Between“. Die Bezeichnung dieser Angehörigengruppe stammt von dem Phänomen der Traumavererbung, nämlich dem Transfer von Traumata zwischen Generationen. (vgl. Gheorge 2019, 263)

Innerhalb der Arbeit mit traumatisierten Personen sind fachliches Wissen, Verständnis, Empathie und die Anerkennung des Leids des Anderen wichtige Voraussetzungen. (vgl. Frank 2015, 204) Eine erfolgreiche Psychotherapie baut auf einer tragfähigen Beziehung auf, die auf Vertrauen beruht. Somit muss die Erfüllung der soeben genannten Voraussetzungen gegeben sein, um Patientinnen und Patienten therapeutisch bestmöglich unterstützen und auf ihrem Lebensweg begleiten zu können. (vgl. Holm-Hadulla 2000, 126)

2.2 *Reflexion der subjektiven Sichtweise*

Bei dieser Magisterarbeit handelt es sich bei mir um eine Herzensangelegenheit, da auch ich erst innerhalb meiner eigenen psychotherapeutischen Lehranalyse erfahren konnte, wie sich die Traumata meiner Eltern anhand meiner Verhaltensweisen und Charakteristika auswirken. Wie bei vielen anderen Angehörigen der zweiten Generation von Kriegsflüchtlingen ist auch bei mir das Wissen der Langzeit-auswirkungen des Krieges nicht präsent gewesen, da über die Erfahrungen und Ereignisse geschwiegen worden ist. Die Ausprägungen der Traumaereignisse spiegeln sich in dem Verhalten und der Körpersprache meiner Mutter und meines Vaters wider, doch auf diese Erkenntnis konnte ich erst durch eine Erweiterung meines fachlichen Wissens und die Stütze meiner Psychotherapeutin schließen. (vgl. Drexler 2020, 14)

Meine Beweggründe, mich mit dem Thema der transgenerationalen Traumweitergabe zu beschäftigen, sind auf den erstgenannten Grund zurückzuführen. Mein Vater zählt zu einem der hunderttausenden Flüchtlinge, die zwischen 1991 und 1995 aufgrund des Krieges Ex-Jugoslawien verlassen mussten, um sich selbst oder ihre Familie zu schützen. Der eigene Zugang ermöglicht mir innerhalb der Auseinandersetzung mit der Thematik ein Verständnis für das traumatische Erlebnis und der Ausmaße, die dieses mit sich geführt hat. Mir selbst ist vor meiner eigenen psychotherapeutischen Lehranalyse die Verbindung eigener Symptome mit dem Erleben meiner Eltern nicht bewusst gewesen. Erst die Anleitung und Erklärungen meiner Psychotherapeutin ermöglichen es mir, für mein eigenes Verhalten Hintergründe zu finden. Besonders das Wissen über die transgenerationale Weitergabe von Symptomen und der Vergleich zwischen der ersten und zweiten Generation führten dazu, dass ich mich selbst und aber auch meine engsten Familienangehörigen besser verstehen. So hoffe ich, dass es Leserinnen und Leser, die davon ebenfalls betroffen ist, gleichermaßen ergehen wird.

Als zukünftige Therapeutin ist zudem nicht außer Acht zu lassen, dass die Arbeit mit Nachkommen der zweiten Generation von Flüchtlingen etwas ist, dass jeder Psychotherapeutin und jedem Psychotherapeuten in der Praxis begegnen kann. Schließlich ist Österreich ein Land, welches bereits mehrere hunderttausende Familien Schutz und Sicherheit geboten hat. Obwohl in der Regel über das erlebte Trauma der Betroffenen geschwiegen wird, da der Schmerz des Erzählens als zu stark empfunden wird, sind die Folgen und Auswirkungen trotzdem jederzeit anwesend und spürbar. (vgl. Opelnik 2021, 18 – 19) Die Wichtigkeit des Erkennens von solch transgenerationalen Mechanismen im Erleben und

Verhalten der Patientinnen und Patienten sind auf die allgegenwärtigen Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene zurückzuführen. So fremd einem diese Begriffe erscheinen möge, handelt es sich um etwas vollkommen Natürliches. Unbewusste Inhalte im Menschen können als irritierende, infantile Impulse oder Vorstellungen verstanden werden, die unsere Wahrnehmung und unser bewusstes Denken beeinflussen. Dabei überträgt die Patientin bzw. der Patient eigene erlebte positive oder negative Eigenschaften auf die gegenüberliegende Person, wodurch sie sich entlastet fühlt und man diesen Vorgang als Abwehr-, Schutz- oder Bewältigungsmaßnahme verstehen kann. Freud führt diesbezüglich den Wiederholungszwang an. Dieser meint, dass Verdrängtes in der Kindheit, wie beispielsweise bei Angehörigen der zweiten Generation von Kriegsflüchtlingen, die stets eine unangenehme Stille und Schweigen wahrgenommen haben, wiedererlebbar sein sollte. Das erneute Erleben könnte eine Korrekturerfahrung initiieren. (vgl. Bögle 2012, 73) Die Übertragung meint das Wiederholen von früheren Erfahrungen in gegenwärtigen Situationen. Das Bewusstwerden dieses Vorgangs wird durch die Unterstützung eines Dritten, im therapeutischen Setting der Psychotherapeutin oder des Psychotherapeuten, gesteuert und reflektiert. Anhand dieses Prozesses wiederum treten Gegenübertragungsphänomene auf, die sich dadurch äußern, dass bei der Therapeutin oder dem Therapeuten Handlungsimpulse, Gefühle oder Phantasien auftreten, die durch die gegenüberliegende Person initiiert worden sind. (vgl. ebd., 79) Eine Person kann erst sein Handeln verändern, wenn ihm dieses Phänomen bewusst wird. Dadurch wird ersichtlich, dass das Reflektieren von störenden oder als unangenehm für sich selbst oder das soziale Umfeld erlebten Verhaltensweisen möglich wird, wenn man die aufkommenden Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene bearbeitet und die Ursache für das Entstehen dieser Charakteristika ausfindig macht. Wenn das Wissen über die biografische Lebensgeschichte bekannt ist, so kann die Fachkraft leichter und besser Schlüsse ziehen und adäquate Anleitungen zur Analyse geben. (vgl. ebd., 75 – 76)

Im Sinne der Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene besteht innerhalb therapeutischer Selbstanalysesitzungen die Möglichkeit sich dem Medium des szenischen Verstehens zu bedienen. Das szenische Verstehen ist eine von Lorenzer begründete psychoanalytische Technik, die Irritationen in der eigenen Lebensgeschichte aufdeckt und darauf achtet, was diese beim Gegenüber auslösen. Diese Technik dient dem adäquaten Ausleben der Ursprungsszene. (vgl. Opertnik 2021, 145) Das szenische Verstehen kommt vor allem zum Einsatz, wenn Geschehenes oder Gespürtes sprachlich nicht ausgedrückt werden kann und dadurch dem Bewusstsein unzulänglich bleibt. Anhand der Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomene wird diese Technik bereichert, indem nicht Ausgesprochenes wahrgenommen und in einen Situationszusammenhang nochmals dem Zugänglichen dargelegt wird. (vgl. Wieser 1994, 6 – 8) Allein die Technik des szenischen Verstehens ermöglicht Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten, unbewusste Persönlichkeitsanteile früherer Generationen in einem selbst wahrzunehmen und zu diesen einen Zugang zu schaffen. (vgl. Clauer 2003, 98)

2.3 Kontext

Bei den Opfern des Balkankriegs handelt es sich zum einen um eine sequentielle Traumatisierung, die sich durch die Verfolgung von Opfergruppen auszeichnet. Flüchtlinge dieses Krieges leiden unter Loyalitäts- und Identitätskonflikten, Schuldgefühlen, Dankbarkeitsproblemen, Trauerschwierigkeiten und Überlebensphantasien. „*Vom Freund zum Feind*“ ist eine bekannte Redewendung, die vor allem in Bezug zu diesem Krieg, welcher 1991 begonnen hat, zutreffend ist. Zum anderen ist auch die Form des kollektiven Traumas vorzufinden, da die Verfolgung von Gruppen abhängig von der Religion und Nationenzugehörigkeit stattgefunden hat. Die Kriegsfolgen haben bis heute noch Auswirkungen auf die Gesellschaft. (vgl. Opetnik 2021, 47 – 49) Diese Arbeit setzt jedoch einen speziellen Fokus auf die transgenerationale Transmission von Traumata. Bei dieser Traumatisierungsform wirkt sich das traumatische Geschehnis nicht nur auf den Betroffenen aus, sondern wird zugleich transgenerational an die eigenen Nachkommen weitergegeben, was vor allem in der Eltern-Kind-Beziehung stattfindet und wodurch auch von parenteraler Weitergabe in diesem Zusammenhang die Rede ist. (vgl. ebd., 51)

3 *Historischer Kontext*

3.1 *Königreich Jugoslawien*

Am 1. Dezember 1918 wurde Jugoslawien unter dem König Alexander in Belgrad gegründet. (vgl. Libal 1991, 11) Zu dem ehemaligen Jugoslawien zählen folgende Länder: Bosnien und Herzegowina, Kroatien, Montenegro, Nordmazedonien, Serbien und Slowenien. In der damaligen Volkszählung von 1921 lebten zwölf Millionen Menschen verteilt in zwölf Sprachgemeinschaften im Königreich Jugoslawien. Die Schwierigkeit bestand bereits anfangs darin, dass sich die einzelnen Teile hinsichtlich ihrer kulturellen Prägung und historischen Erfahrungen voneinander unterschieden. (vgl. ebd., 15) Das Land Bosnien und Herzegowina stellt eine Besonderheit dar, da es kein National-, sondern ein Vielvölkerstaat ist, in welchem die einzelnen vertretenen Nationen politisch gleichberechtigt behandelt worden sind. (vgl. Mappes-Niedieck 2005, 33) Die Teilung des Landes in Kroatinnen und Kroaten, Serbinnen und Serben und Musliminnen und Muslime war eine Ideologie der ethnischen Toleranz. Angehörige des muslimischen Glaubensbekenntnisses werden hierbei als eigene Nation und nicht als Religionszugehörigkeit betrachtet. (vgl. ebd., 28) Bosnische Musliminnen und Muslime, Kroatinnen und Kroaten und Serbinnen und Serben wurden genau verteilt, sodass eine bessere Umsetzung der Gleichberechtigung nicht hätte durchgeführt werden können. (vgl. ebd., 64) Obwohl die einzelnen Angehörigen der soeben genannten Nationen sehr wohl Unterschiede und Einzigartigkeiten kennzeichneten und sich zugestehen würden, würde ein Außenstehender Bosnien viel mehr als einen Zusammenschluss von drei Völkern, drei verschiedenen Namen, aber einer Sprache ansehen. Zwar bestehen zwischen der serbischen, serbokroatischen und kroatischen Sprache unter den Slawistinnen und Slawisten deutliche Unterschiede, doch diese sprachlichen Differenzen sind kein Kriterium der nationalen Zugehörigkeit, sondern ein Ortszugehörigkeitskennzeichen wie beispielsweise der Dialekt eines Steirers in Österreich. (vgl. ebd., 30) Das Königreich Jugoslawien als ein Vielvölkerstaat war ein Land, welches gekonnt die vertretenen Nationen vereinen und ein harmonisches Gleichgewicht, wenn auch nur für bestimmte Zeit, erzielen und bewahren konnte. Obwohl erreicht worden ist, dass alle Interessen der Angehörigen der Gruppen ihre politische Stimme hatten, sind in den westlichen Nationalstaaten die Minderheiten einfach überstimmt worden. Das Gefühl der Konkurrenz wurde dadurch geschürt, wodurch ein Krieg als einziger Ausweg erschien. (vgl. ebd., 99) Das Königreich Jugoslawien war geografisch betrachtet Teil des Balkans, wollte sich jedoch mit den östlichen Ländern wie Bulgarien und Rumänien nie gleichstellen. Die Bezeichnung „Balkan“ stammt aus dem Jahre 1794 und wurde von einem britischen Reisenden namens John Morritt entworfen. Der Ursprung liegt in der Bergkette des Balkangebirges, die den Osten und den Westen durchteilt. Auch wenn oftmals von dem Balkankrieg die Rede ist, so ist zu erwähnen, dass nicht alle Länder des Balkans in diesem militärisch involviert gewesen sind. Als Zentrum des Krieges wird Bosnien genannt, da diese Republik des Staates Jugoslawien die größten Schäden und Verluste verkraften musste. (vgl. Todorova 1999, 42)

3.2 Auslöser des Balkankriegs

Bis Ende der 1960er Jahre galt Ex-Jugoslawien als wirtschaftliches Vorbild an sozialistischer Effizienz und jährlich steigendem Bruttoinlandsprodukt von sechs bis sieben Prozent. (vgl. Todorova 1999, 13). Die Situation wurde aber durch die hohen Einkommensunterschiede innerhalb der Regionen politisch verschärft. So hatten beispielsweise die Bürgerinnen und Bürger Sloweniens ein acht Mal höheres Gehalt als jene des Kosovos. Des Weiteren folgten die Steigerung der Inflationsrate und die zunehmende Arbeitslosigkeit innerhalb Jugoslawiens. (vgl. ebd., 16) Dadurch kam es zu Reibungspunkten und wachsendem Aufruhr innerhalb der Republik, wodurch die Idee der Selbstbestimmung und Unabhängigkeit einiger Nationen aufkam. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist das Königreich Jugoslawien zur sogenannten „SFRJ“, Sozialistischen föderativen Republik Jugoslawien, umbenannt worden. Der stärkste Beweggrund bestand somit nicht in den unterschiedlichen Religionszugehörigkeiten, sondern im verankerten Nationalismus der vertretenen Völker und damit in der Vereinheitlichung des Staates. (vgl. ebd., 20)

„Nationale Selbstbestimmung mit dem Ziel von Eigenstaatlichkeit konnte nur in die jugoslawische Katastrophe führen.“ (Hofbauer 2019, 29)

Unter der jugoslawischen Katastrophe ist der Krieg gemeint, der für alle beteiligten Völker verheerende Folgen mit sich brachte. Der 26. Juni 1991 war der Tag, an dem Kroatien und Slowenien ihre Autonomie erklärten, und ist somit auch der Zeitpunkt, der als Beginn des Jugoslawienkriegs datiert werden kann. (vgl. Hofbauer 2019, 11) Der Grund hierfür liegt darin, dass aufgrund der Autonomieerklärung Diskriminierung folgte. Die Intention der durchgeführten diskriminierenden Zurechtweisungen war es gewesen, die Homogenität innerhalb des Landes wiederherzustellen. (vgl. ebd., 43)

Man kann zwischen der Einigung Europas und dem Beginn des Jugoslawienkrieges eine Verbindung ziehen, bei welcher man annehmen kann, dass der Zusammenschluss Europas einen erheblichen Einfluss auf den Zerfall des Balkans hatte. Die Einigung Europas kann als Beginn des Prozesses insofern gesehen werden, dass das Zusammenrücken der europäischen Länder für das Konkurrenzstreben der Balkan-Völker sorgte. Die Republiken Kroatien und Slowenien sahen die Chance, Teil Europas und der somit stärkeren Regionen zu werden. Dadurch wurde der Gedanke nach einer Abgrenzung zum ehemaligen Jugoslawien lauter. (vgl. Mappes-Niedieck 2005, 22)

Wer tatsächlich Schuld am Kriegsausbruch des Jugoslawienkrieges hat, ist schwierig zu benennen. Ein Krieg ist der Beweis für das Scheitern eines Systems. (vgl. ebd., 93) Manche behaupten, die Unabhängigkeitserklärung Kroatiens und Sloweniens sei der Auslöser des Kriegs gewesen. Andere wiederum sind der Meinung, dass der Tod vom jugoslawischen Präsidenten der Republik, Josip Broz, zum Zerfall führte. Unter dem Namen „Tito“ galt er nicht nur als der ehemalige Präsident der Sozialistischen föderativen Republik Jugoslawiens, sondern auch als dessen einende Kraft. Mit der Verfassung von 1974 wurde beschlossen, dass Josip Broz als Präsident auf Lebenszeit regieren durfte. (vgl. Brkic 2001, 48) Zehn Jahre nach seinem Tod begann der Bürgerkrieg in Jugoslawien, da der damalige Schiedsrichter,

der über das Gremium entschied und im Volk als der wahre und einzige mögliche Jugoslawe angesehen wurde, verstorben war. Ein weiterer Schiedsrichter konnte nicht gestellt werden, da es das damalige System nicht zuließ. Josip Broz Tito war einzigartig, da er der Sohn einer Slowenin und eines Kroaten, jedoch auch ein Kommunist war, bevor der Ethno-Kommunismus im ehemaligen Jugoslawien etabliert wurde. (vgl. Mappes-Niedieck 2005, 121 – 122)

In den Medien verglich man die Geschehnisse in Ex-Jugoslawien mit denen des Zweiten Weltkriegs. Obwohl bis heute keine Konzentrationslager aus dieser Zeit gefunden worden sind, behauptete man, dass die gleichen Umstände wie damals beim Holocaust bestanden. Die Erinnerung an die Taten innerhalb des Zweiten Weltkrieges unter dem NS-Regime von Adolf Hitler motivierten die westlichen Länder Europas und Amerikas zum Einschreiten. Dies wurde beispielsweise durch Bombeneinsätze ausgeführt. (vgl. Hofbauer 2019, 108 – 109)

Laut Angaben hätten die Soldaten nie gerechnet, in den Krieg zu müssen, doch der Grund, warum sie es schlussendlich taten, lag darin, dass der Wunsch das eigene Land zu beschützen, vor der Friedensliebe stand. (vgl. ebd., 244) Hofbauer hingegen führt in seinem Werk (2019) immer wieder an, dass das Mitwirken und Einmischen der NATO Mitschuld am jugoslawischen Krieg hatte. So nennt er mehrmals, dass der von der NATO ausgeführte Bombenkrieg die jugoslawische Krise ausgelöst hätte. (vgl. ebd., 284) Dabei ist jedoch nicht zu vergessen, dass der Grund für das Eingreifen der NATO die von der serbischen Regierung bewirkten Kriegsgräuel gewesen sind. Aufgrund der serbisch-verursachten Angriffe, wie der Anschläge und inhumanen Massenauslösungen der Bevölkerung, sahen sich die umliegenden Länder geradezu gezwungen und aufgefordert, Hilfe leisten zu müssen. Vor allem die verübten Gräuel der jugoslawischen Armee, wie der Völkermord in Srebrenica, einem Dorf Bosniens, motivierten die umliegenden Streitkräfte zum Einschreiten, wodurch es zum Krieg gekommen ist. Bosnien wird seit jeher von diversen westlichen Ländern, wie beispielsweise Deutschland, als Opfer des Jugoslawienkriegs gesehen. (vgl. Hendel 2018, 298)

3.3 Zerfall Jugoslawiens

Während des Balkankriegs war es das Ziel, jeder der vertretenen Nationen den bestmöglichen Ausweg zu ergattern, auch wenn aufgrund dessen massenhafte Morde und Menschenrechtsverletzungen durchgeführt worden sind. Während einige Autorinnen und Autoren meinen, dass der Zerfall Jugoslawiens mit der Vereinigung der europäischen Einheit zu tun hätte, sagen andere wiederum, dass der Krieg „Home made“ verursacht worden ist. (vgl. Libal 1991, 170) Innerhalb von Kriegen tragen sich eine Unmenge an inhumaner, furchtbarer und ethisch-inkorrekt Ereignisse zu. Ein Beispiel hierfür wäre auch die Schädigung der Gesundheit durch die Sprengung von Treibstofflagern, petrochemischen und pharmazeutischen Anlagen sowie Raffinerien mit gezielten ferngesteuerten Bomben. Aufgrund des Windes wurden die giftigen Abgase durch das ganze Land verteilt. Dadurch wurde die Lebensmittelzufuhr stark eingeschränkt. Die Zahl der Atemwegserkrankungen und die Höhe des Krebsrisikos stiegen

rapide an. (vgl. Hendel 2018, 128) Das westliche Eingreifen in den Krieg hatte jedoch das Ziel, humanitäre Katastrophen zu verhindern, sowie alle an Jugoslawien zugehörigen Völker zu wohlfahrenden Einzelexistenzen zu leiten. (vgl. ebd., 300)

Nach dem Zerfall Jugoslawiens bestehen nun sechs international anerkannte Nachfolgestaaten, zu welchen Bosnien und Herzegowina, Kroatien, Slowenien, Serbien, Montenegro und Nordmazedonien zählen. In Geschichtsbüchern wurde auch eine siebte Republik aufgelistet, womit die jugoslawische Volksarmee gemeint war. (vgl. ebd., 33) Eine Besonderheit stellt der Ausruf der serbischen Republik in Bosnien und Herzegowina dar, der im Jänner 1992 stattgefunden hat. (vgl. ebd., 58) Der sogenannte Dayton-Vertrag verkündete, dass Bosnien als erstes Land der Welt aus zwei Teilen, nämlich der muslimisch-kroatischen Föderation und der Serbischen Republik besteht. (vgl. ebd., 77)

Nicht nur Österreich, sondern auch Italien, Schweden, Deutschland und die Niederlande stellten während und nach dem Jugoslawienkrieg Hauptziele des Flüchtens für die Personen aus Ex-Jugoslawien dar. Dabei war Deutschland das Land, welches fast die Hälfte aller Flüchtlinge aufgenommen hat. (vgl. Grotzky 2021, 207 – 208) Deutschland verstand den damaligen Vielvölkerstaat Jugoslawien auch nicht als Vereinigung mehrerer ähnlicher Sprachregionen, sondern vielmehr als Völkergefängnis. (vgl. Hendel 2018, 297) Laut dem Kommissionspräsidenten Jean-Claude Juncker, geboren 1954, sei es damals ein historischer Fehler gewesen, den Staaten des Westbalkans Albanien, Nordmazedonien, Serbien, Bosnien-Herzegowina und Montenegro nicht die Möglichkeit zum Beitritt der EU gewährt zu haben. (vgl. ebd., 206) Vielleicht wäre dann der Wiederaufbau besser verlaufen und weniger Bürgerinnen und Bürger wären ins Ausland geflohen. Bis heute noch sind die Folgen des Jugoslawienkrieges in den westlichen Ländern ersichtlich. Während Kroatien und Serbien stetig eine neue Welle der nationalen Selbstfindung erschüttert, sind die Länder Bosnien-Herzegowina und Kosovo bis heute keine unabhängig bestandsfähigen Staaten. (vgl. ebd., 212)

Aufgrund des Zerfalls des ehemaligen Jugoslawiens haben hunderttausende Personen ihre Heimat verlassen müssen, um ihr Leben zu retten. Nicht nur, dass Menschen ums Leben kamen oder stark verletzt worden sind, diejenigen unter ihnen, die es geschafft haben ein Exilland zu erreichen, leiden auch heute noch unter dem Trauma, welches sie Anfang der 90er Jahre erleben mussten. (vgl. Hintermeier 2021, 9 – 11)

4 *Ethnosoziale Aspekte*

Österreich hat eine lange Tradition der Zuwanderung zu verzeichnen. (vgl. Bauer 2008, 3) Personen aus Ex-Jugoslawien stellen hier die größte Einwanderungsgruppe dar. (vgl. Gries et al. 2016, 46 – 47) Jedoch begann in einigen europäischen Ländern die Aufnahme und Migration von ex-jugoslawischen Frauen und Männern nicht erst durch den 1991 beginnenden Bürgerkrieg. Bereits Jahrzehnte, bevor ein Teil der ex-jugoslawischen Bürgerinnen und Bürger im Zuge des Balkankrieges die Balkanstaaten verließ, zogen Arbeiterinnen und Arbeiter freiwillig nach Deutschland, in die Schweiz und nach Österreich, um dort einer beruflichen Ausübung nachzugehen. Das Hauptziel ist es gewesen, die eigene Familie finanziell zu unterstützen und sich vor Armut zu schützen. So galt das ehemalige Königreich Jugoslawien für viele europäische Länder als Arbeitskräfтерeservoir. (vgl. Vrgoc-Mirkovic 2009, 871)

4.1 *Gesellschaft*

Die Kulturzugehörigkeit ist mit den jeweiligen Religionen tief verbunden. Wenn man einer Religionsgemeinschaft angehört, so ist einem bekannt, dass es gewisse Traditionen, Feiertage, Menschenbilder und Glaubenswege gibt, die gleicherweise allen Angehörigen der bestimmten Personengruppe anerkannt werden. Bei Katholikinnen und Katholiken prägt beispielsweise das Glaubensbekenntnis mit den zehn Geboten die Lebensführung. Bei Musliminnen und Muslimen kann man unter der Menge an Beispielen anführen, dass diese auf Schweinefleisch verzichten, Frauen ihr Haar in der Öffentlichkeit verbergen und den Fastenmonat Ramadan einhalten. Während des Krieges kam es zu der Zerstörung vieler kultureller Einrichtungen wie eben auch Kirchen und Moscheen in bestimmten Gebieten. Das Ziel ist es hierbei gewesen, die Minderheiten der bombardierten religiösen Institutionen zu vertreiben. Dadurch sollte in dem entsprechenden Gebiet nur eine Glaubensrichtung vorherrschend sein. (vgl. Hofbauer 2019, 159 – 160)

Auch wenn Österreich nicht so weit von den ehemaligen jugoslawischen Ländern entfernt liegt wie beispielsweise der Türkei oder Syrien, so ist dennoch die balkanische Kultur nicht dieselbe wie die europäische. Ex-Jugoslawinnen und Ex-Jugoslawen fühlten sich weder der asiatischen noch der europäischen Kultur zugehörig, denn sie hatten eine eigene entwickelt. (vgl. Todorova 1999, 75) Jedoch ist Österreich ein Land, das viele verschiedene Kulturen und Religionen beherbergt. So bot dieses Exilland den Flüchtlingen damals wie auch heute noch die Möglichkeit ihre Traditionen und kulturellen Werte weitgehend uneingeschränkt ausüben zu können. Zwar ist Österreich ein katholisches Land, welches auf seine christlichen Feiertage bedacht ist, jedoch ist es Angehörigen anderer Religionsbekenntnisse erlaubt gewesen, die eigenen Festtage zu feiern. Dies stellt eine Erleichterung für Migrantinnen und Migranten dar. Auch wenn sich Österreich kulturell vom Heimatland unterscheidet, so wird es einem dennoch ermöglicht, die eigenen Normen und Werte auszuleben. Es bietet somit eine Form der Freiheit und Selbstentscheidung. (vgl. Reiterer 2003, 113)

Weiters kann von einer offenen Haltung der Österreicherinnen und Österreicher bezüglich der Zuwendung ex-jugoslawischer Kriegsflüchtlinge gesprochen werden, da diese bereits Jahrzehnte davor im Sinne der „Gastarbeiterbewegung“, die in den 1950er Jahren begann, in das Land einzogen und stark an dem Wiederaufbau des Landes nach dem Zweiten Weltkrieg beteiligt gewesen sind. Der Sinn hinter dem „Gastarbeiter“-System ist gewesen, dass viele temporäre Arbeitskräfte, vorwiegend Männer, in das Land kommen, um dort Arbeiten zu verrichten. Sie sollten jedoch nicht dauerhaft und vor allem ohne ihre Familie in Österreich verbleiben. Diese Idee scheiterte, denn in den 1970er Jahren zog eine Großzahl dieser Arbeitskräfte mit ihrer Familie ein. Demnach kannten die Kriegsflüchtlinge die Exilländer wie Österreich bereits vorher, wodurch der Grad der Fremdheit verringert worden ist. (vgl. Bauer 2008, 5 – 6)

4.2 Politik

Innerhalb von Jugoslawien wurde das föderalistische Prinzip politisch umgesetzt. Jede Nation hatte das Recht auf Selbstbestimmung und Gleichberechtigung. (vgl. Libal 1991, 62) Die föderalistische Staatsstruktur, die 1974 ausgebaut worden ist, galt als das umfangreichste Grundgesetz der Welt. Unter Tito Broz' Führung wurde der demokratische Zentralismus als führende politische Kraft durchgeführt. (vgl. ebd., 93 – 95) Jugoslawien wurde mit Überzeugung der politischen Regierung kommunistisch regiert, wodurch die Änderung der Regierungsform in die Demokratie unmöglich erschien. (vgl. ebd., 170)

„Weder im königlichen noch im kommunistischen Jugoslawien konnte sich eine demokratische politische Kultur entwickeln, die durch Toleranz, Berücksichtigung der Interessen des anderen und Respektierung seiner Würde gekennzeichnet gewesen wäre.“ (Libal 1991, 170)

In dem Zusammenhang tritt der Begriff der Balkanisierung in der Literatur auf. Damit ist die Teilung eines Staates in oft feindliche kleinere Gebiete gemeint, wie es die Balkanregion vorgelebt hat. (vgl. Todorova 1999, 57) Personen, die nun den Zerfall eines Landes, welches kommunistisch regiert worden ist, erlebt haben, treffen in Österreich auf die Demokratie, die im eigenen Heimatland, wie Libal 1991 bereits beschrieb, aufgrund der fehlenden Toleranz nie hätte eingeführt werden können. Die Kriegsflüchtlinge stoßen auf das Gelingen eines politischen Systems, bei welchem zusätzlich das Volk mitbestimmt. (vgl. Libal 1991, 170)

4.3 Wirtschaftsform

Am Ende des Königreichs Jugoslawien verschlechterte sich die wirtschaftliche Lage zunehmend. In den 70er Jahren hat der damalige Parlamentspräsident Jugoslawiens die Wirtschaftskrise ausgesprochen, wobei jedoch erst 1981 dies zugegeben wurde. Die Zahl der Arbeitslosen betrug beinahe 800 000 Personen und die Auslandsschulden lagen bei etwa 20 Milliarden Dollar. (vgl. Libal 1991, 101 – 102)

Während des Krieges sank der Wert des jugoslawischen Dinars, da immer mehr Scheine ohne reale Deckung produziert worden sind, um die Beamten und Militärangehörige bezahlen zu können. (vgl. Hofbauer 2019, 195)

Jugoslawiens Wirtschaftsform zeichnet sich durch ein frühes Selbstverwaltungsmodell aus, welches der Versuch gewesen ist, einen Mittelweg zwischen dem Kapitalismus und Sozialismus zu gehen. Genauer beschrieben, handelte es sich um ein neues ökonomisches System, welches als sozialistische Marktwirtschaft bezeichnet wurde. (vgl. Brkic 2001, 28 – 29) Das neu eingeführte Selbstverwaltungs- system führte zu einem wirtschaftlichen Aufschwung. Anfangs schien es der jugoslawischen Wirtschaft sehr gut zu gehen. Innerhalb eines Jahrzehnts, zwischen 1952 und 1962, gab es hohe Fortschritte, die sich durch die Verdreifachung der industriellen Produktion auszeichneten. (vgl. ebd., 36) Jedoch kam es bald zu ersten politischen Krisen, die sich durch eine wachsende Arbeitslosigkeit und eine Senkung des Lebensstandards äußerten. (vgl. ebd., 40)

5 *Trauma und Traumatisierung*

5.1 *Ursprung und Definition*

5.1.1 *Begriff*

Der Begriff Trauma stammt aus dem Altgriechischen und heißt übersetzt „Wunde“. Ursprünglich wurde die Bezeichnung in der Medizin als Nennung für schwere körperliche Verletzungen mit schockartigen Reaktionen verwendet. In weiterer Folge wurden in der Psychotherapie und Psychologie schwere seelische Verletzungen als Traumen bezeichnet. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 18) Ein Trauma ist ein biopsychosozialer Prozess, der bis ins Innerste eines Individuums eindringt und daraufhin seine Auswirkungen lebenslang spüren lässt. Anders als bei physiologischen Krankheiten handelt es sich beim Trauma um eine seelische Verletzung, die nicht nur den Körper selbst, sondern auch den Geist und die Seele des Menschen angreift. (vgl. Gahleitner et al 2015, 9) Bei einem Trauma besteht immer eine Diskrepanz zwischen dem Erlebten und dem der Person zur Verfügung stehenden individuellen Bewältigungsmechanismen. Je nachdem, wie intensiv und lang die existenzielle Bedrohung erfahren wird, muss der Körper stärker kämpfen, um das Ereignis verarbeiten zu können. Jedoch gibt es Erfahrungen wie beispielsweise Folter oder wiederholte sexuelle Gewalt, bei welchen es keine dem Menschen zur Verfügung stehende Bewältigungsmöglichkeiten gibt, um ein solches Trauma ohne nachfolgende emotionale und seelische Schäden zu verarbeiten. (vgl. ebd., 22)

5.1.2 *Ätiologie des Traumas*

Am Anfang eines Traumas steht ein Ereignis, welches sehr unterschiedlich sein kann und eine Bandbreite an möglichen Geschehnissen wie beispielsweise das Erleben eines sexuellen Missbrauchs oder der am Leib erfahrene Raubüberfall umfassen kann. Die Gemeinsamkeit dieser beschriebenen Erlebnisse besteht darin, dass sie als bedrohlich erlebt und von einem Ohnmachtsgefühl begleitet werden. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 19) Ein traumatisches Ereignis zeigt sich durch die Aspekte des Kontrollverlustes, der Verzweiflung, Hilflosigkeit, Ohnmacht, Bedrohung und des Fehlens notwendiger Bewältigungsmöglichkeiten, um mit dem Ereignis umgehen zu können. Bei der Verarbeitung spielt die Resourcenlage des Individuums eine große Rolle, da sie die Schwere des Erlebens für den Betroffenen kennzeichnet. (vgl. Drexler 2020, 20 – 21) Die Verwendung des Begriffes Trauma ist nach psychologischer Perspektive nicht eindeutig definiert. Die Vorstellungen darüber, welche Faktoren gegeben sein müssen, um ein Ereignis als Trauma bezeichnen zu dürfen, sind vielfältig. Das Traumaphänomen kann als Prozess wahrgenommen werden, bei welchem das subjektive Erleben, Erfahrungen, Folgen und Verarbeitungsprozesse Bestandteile des Ganzen sind. Das Traumaereignis an sich ist kein einmaliges Auftreten eines Zustandes. (vgl. König 2020, 55 – 57)

„Traumaereignisse sind Ereignisse, die Menschen als existenziell bedrohlich erleben und durch die sie in ihren Grundfesten erschüttert werden.“ (Baer & Frick-Baer 2014, 19)

Erst die Qualität des Erlebens unterscheidet ein Geschehnis von einem Trauma. In diesem Bezug ist die Zeit nach dem Ereignis maßgeblich, da diese das Verarbeiten fördern oder hemmen könnte. Je mehr Verständnis, Schutz, Sicherheit, und empathische Begleitung eine Person erfährt, umso besser kann das Erlebnis in das Bewusstsein integriert und bewältigt werden. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 19 – 22) Die personellen und sozialen sowie protektiven Ressourcen eines Individuums haben somit eine Art Pufferwirkung, die das Individuum bei der Bewältigung und Verarbeitung der Traumafragmente unterstützen. Im Gegensatz dazu können zusätzlich auftretende Stressfaktoren zu einer Chronifizierung beim Betroffenen führen und somit seinen Gesundheitszustand weitergehend verschlechtern. (vgl. König 2020, 61)

5.1.3 Unterschied zu weiteren Säugetieren

Es könnte sich die Frage stellen, warum bloß Menschen Traumasymptome als Reaktion auf lebensbedrohliche Geschehnisse entwickeln und ob die Tierwelt von dem verschont ist. Die Antwort darauf wäre unter anderem, dass der Mensch ein rationales Wesen ist, welches ein Gehirn mit einem unfassbar weiten Vermögen an Kompetenzen besitzt wie dem Schuldvermögen oder der Möglichkeit, sich sprachlich auszudrücken und Empfindungen zu bewerten. Anhand seiner Intelligenz ist er zwar anderen Wesen überlegen, aber muss sich dem Nachteil der Entwicklung von Traumen eingestehen. (vgl. Levine & Kline 2015, 31)

5.2 Einblicke in die Traumaforschung

In der heutigen Forschung wird bei der Weitergabe von Traumata zwischen verschiedenen Transmissionstheorien unterschieden, die sich wiederum anhand ihrer Interaktionsdynamik auszeichnen. Je nach Schwerpunkt der Disziplin werden eigene Aspekte in den Vordergrund gerückt, um die für den Bereich wichtigsten Faktoren des Weitergabeprozesses von Traumata an nachfolgende Generationen analysieren zu können. Dabei zählt man folgende vier Ansätze in der aktuellen Traumaforschung zu den wichtigsten: Psychoanalyse, systemische Familientherapie, humanistisch-existenzielle und körperorientierte Methoden. Bei den psychodynamischen Transmissionstheorien wird eine Form der Parentifizierung wiedererkannt. Die Kinder übernehmen die unverarbeiteten und unterdrückten Gefühle der Eltern, die durch das Erleben des Traumas entstanden sind, in sich auf und rekonstruieren diese. Durch den Prozess der projektiven Identifikation ist es das unbewusste Ziel des Kindes, die Hilflosigkeits- und Erniedrigungsgefühle der Mutter bzw. des Vaters zu verarbeiten und überwinden. (vgl. Opetnik 2021, 69 – 71)

Unter dem Begriff Trauma wird nicht nur eine Vielzahl an möglichen Geschehnissen zusammengefasst, sondern auch die Gliederung zwischen zwei Typologien getroffen. Unter *Typ I-Trauma*, auch Monotrauma genannt, werden Ereignisse gezählt, die einmalig passiert sind, wodurch sie auch als Schocktrauma bezeichnet werden. Zu dieser Kategorie zählen akzidentelle Traumata wie schwere Verkehrsunfälle, berufsbedingte Traumata, kurz andauernde Katastrophen wie Brände und Wirbelstürme, sowie interpersonelle Traumata, demnach menschenverursacht, wie sexuelle Übergriffe, ziviles Gewalt erleben oder kriminelle, körperliche Gewalt. (vgl. Diez Grieser 2022, 36) Die Bezeichnung *Typ-II Trauma*, sogenannte Polytrauma, meint Geschehnisse, die über einen längeren Zeitraum andauern und wiederholte traumatische Traumatisierungen enthalten. (vgl. Opetnik 2021, 45) Zu dieser Gruppe an traumatischen Ereignissen werden akzidentelle Geschehnisse wie technische Katastrophen, lang andauernde Naturkatastrophen und interpersonelle Traumata wie Geiselhaft, Kriegserleben, Folter, politische Inhaftierung und sexuelle oder körperliche Misshandlungen gezählt. (vgl. Diez Grieser 2022, 36) Somit kann festgestellt werden, das Traumen anhand ihrer Bedeutung und Wirkung variiieren können. Die zwei genannten Typologien unterscheiden sich anhand der Häufigkeit des Auftretens und wodurch das Ereignis hervorgerufen worden ist. (vgl. König 2020, 60) Im Ansatz der Familien-Transmissionstheorie steht anders als in der Psychoanalyse, bei welcher das Unbewusste das Medium darstellt, die Kommunikation im Vordergrund. Hierbei werden zwei Vorgänge innerhalb der Eltern-Kind-Interaktion beobachtet: entweder die traumatischen Ereignisse werden sehr häufig und detailliert thematisiert und haben einen hohen Stellenwert in den Gesprächen der Familie oder die Geschehnisse des Traumas werden totgeschwiegen. Das Schweigen löst bei den Kindern Ängste, Schuldgefühle und Wut aus. Sie spüren die Leere, doch können die Ursache dafür nicht bestimmen, da sie ihnen vorenthalten bleibt. Die Aussagen der Eltern erhalten immer doppelte Botschaften, wodurch eine Ambivalenz aufgezeigt wird. Obwohl das eine gesagt wird, nimmt das Kind etwas Gegensätzliches bei der Haltung der Eltern wahr. Durch das Verhalten wird ebenfalls der Prozess der Parentifizierung wie bei dem vorherigen Ansatz ausgelöst. Es kommt innerhalb der Familie zu einem Rollentausch zwischen den Eltern und ihrem Kind. Die Kinder versuchen die eigenen Mütter und Vater zu entlasten. (vgl. Opetnik 2021, 73 – 75)

Zuletzt ist die biologische und epigenetische Transmissionstheorie der Traumaforschung zu nennen, die die biologische Prädisposition zwischen der ersten und zweiten Generation erforscht und auf das Medium der Genetik fokussiert. Bei der biologischen Auffassung beschäftigt man sich mit der genetischen Übertragung von Traumaerlebnissen. Aufgrund des Erlebens eines Traumas sind die neurochemischen Stressreaktionen langfristig beeinflusst, wodurch man von der Annahme ausgeht, dass Nachkommen von traumatisierten Eltern eher für die Diagnose der posttraumatischen Belastungsstörung vorbelastet sind, als Personen, die dies nicht bereits genetisch disponiert haben. Die Übertragung von veränderten Stoffwechselprozessen an die nächste Generation konnte bereits belegt werden. Bei Untersuchungen von frühkindlichen Traumatisierungen konnte festgestellt werden, dass Kinder viel stressanfälliger, ängstlicher und desinteressierter sind als die Kontrollgruppe mit Kindern, die keine

frühe Traumatisierung während der Schwangerschaft miterlebt haben. (vgl. ebd., 77 – 79) Obwohl nun vier häufige Ansätze der Transmissionstheorie klar unterschieden dargestellt wurden, ist es dennoch in der Praxis so, dass es sich bei der Weitergabe von Traumata um eine multifaktorielle komplexe Genese handelt. Diese muss individuell betrachtet werden, damit genau und falladäquat in der Therapie vorgegangen werden kann. Bei einem Kind kann die erhöhte Stressanfälligkeit zwar bereits biologisch in den Genen festgelegt sein, jedoch kann diese erst durch eine Vernachlässigung, der Sendung von ambivalenten Botschaften und einer misslungenen Kommunikation mit dem Kind das Ausleben von posttraumatischen Belastungssymptomen verursachen. Es handelt sich um eine integrative Perspektive, die ein Zusammenspiel von unterschiedlichen Faktoren für eine Transmission eines Traumas einnimmt. (vgl. ebd., 79 – 80)

5.3 Mögliche Folgen

Nach dem Erleben eines Traumas können sich Verhaltensauffälligkeiten wie Übererregung, Kontraktion, Dissoziation und das Empfinden von Erstarren oder Taubheit zeigen. (vgl. Levine & Kline 2015, 60) Die gezeigten Symptome, die die charakteristischen Erkennungsmerkmale von traumatischen Ereignissen darstellen, können als verschlüsselte Botschaften wahrgenommen werden, deren Intention darin besteht, das geforderte Bedürfnis nach Schutz und Sicherheit zu erlangen. (vgl. König 2020, 70) Auch wenn diese als Schutzmechanismen vom Körper selbstständig aktiviert werden, ist nicht außer Acht zu lassen, dass das Auftreten von traumabbezogenen Symptomen wie beispielsweise der Dissoziation, die das Zusammenspiel zwischen Körperlichkeit und Geistigkeit beeinträchtigt, den Zustand des Wohlbefindens stört. (vgl. Diez Grieser 2022, 74) Zudem verhindern aktivierte Abwehrmechanismen die Entwicklung und Stärkung der Ich-Funktion. (vgl. ebd., 102) Um dem entgegenzuwirken kann der Ausbau der Mentalisierungsfähigkeit verstärkt werden. Die Mentalisierungsfähigkeit wirkt nämlich unter anderem identitätsfördernd, doch auf Genaueres wird im Kapitel 7.4 eingegangen. (vgl. ebd., 125)

Meist haben traumatisierte Personen die Kraft, ihr Trauma ein Leben lang zu vergessen und totzuschweigen. Jedoch ist das permanente Verdrängen unangenehmer Gefühle und Erinnerungen kraftraubend und mit der Zeit wird es zunehmend schwieriger, diesen Abwehrmechanismus des Verdrängens aufrechtzuerhalten. Sie werden virulent und benötigen Begleitung und Unterstützung, um die nun endlich mit den aufkommenden und Trauma verbundenen Gefühlen wie Scham, Angst und Trost leben zu können. (vgl. Opetnik 2021, 116) Weiters ist zu bedenken, dass bei der Entfaltung von traumabbezogenen Symptomen wie der Dissoziation, Trauer und Übererregung die Traumatisierung an sich und die aufkommenden Störungen als Resultat dieser im soziokulturellen und historischen Kontext zu hinterfragen und zu interpretieren sind. (vgl. Nijenhuis 2016, 175)

Aus einer Traumatisierung heraus kann sich eine Störung entwickeln. Der Grund hierfür liegt darin, dass Traumabetroffene das traumatisch Erlebte nicht integrieren können und/oder wollen. Die Traumatisierten sehen die Erinnerungen nicht als Teil ihrer Persönlichkeit an, wodurch sie sich aus der

Suche nach Schutz heraus dissoziieren. (vgl. ebd., 72) Die PTSD, posttraumatische Belastungsstörung, ist eine der möglichen Folgeerkrankungen eines Traumas, jedoch muss dem nicht so sein. Dabei sind die Kennzeichen der Diagnose Erinnerungslücken, partielle Amnesien, Störung der Affekte, aufdrängende und wiederholende Gedanken im Sinne des Wiedererlebens und Symptome der Übererregung und Schreckhaftigkeit. Als Vorläufer der PTBS wurde zur Zeit des Ersten Weltkrieges das Störungsbild der „Kriegsneurose“ („Frontneurose“, „Gefechtsneurose“) verwendet. (vgl. Drexler 2020, 25 – 26) Wesentliche Faktoren, die für die Entstehung psychischer Störungsbilder eine Rolle spielen, sind unter anderem das Intelligenzniveau, der soziale Status, das Geschlecht, sowie das Milieu. Das Trauma ist ein Diskrepanzerlebnis zwischen der Bedrohung und den zur Verfügung stehenden Bewältigungsmöglichkeiten des Individuums. So zeigt eine Studie, dass circa die Hälfte an Flüchtlingen eine PTSB entwickeln. Als besonders nachhaltig und krankheitsführend werden Missbrauchserlebnisse in der frühen Kindheit genannt. Um die Diagnose der PTBS zu diagnostizieren, im ICD-10 unter der Kategorie F43 „Reaktionen auf schwere Belastungs- und Anpassungsstörungen“, müssen die Symptome des wiederholten Erlebens des Traumas, vegetative Übererregbarkeit, übermäßige Schreckhaftigkeit, Schlafstörungen, Vermeidung von Aktivitäten, die an das Trauma erinnern, Teilnahmslosigkeit an der Umgebung und Gleichgültigkeit gegenüber anderen Menschen beim Betroffenen gegeben sein. (vgl. Kreiner 2015, 80 – 83)

Bei der Behandlung von traumatischen Ereignissen spielen die sozialen und familiären Unterstützungs faktoren eine wichtige Rolle. So bewiesen Untersuchungen des amerikanischen National Center for PTSD, post-traumatic stress disorder, dass fast drei Viertel der Betroffenen Hilfe bei Bekannten, Verwandten und Freundinnen und Freunden gesucht haben, während unter zehn Prozent nur auf Unterstützungsprogramme von außen zurückgegriffen haben. (vgl. Ruzek & Watson 2001). Innerhalb der Psychotherapie kann ein sicherer Rahmen, der durch eine tragfähige Beziehung heraustritt, aufgebaut werden, in welcher sich Patientinnen und Patienten erinnern dürfen und können. Um Traumata überhaupt erst ins Bewusstsein holen zu können, ist eine innere Stärke, die Bereitschaft, sich den Scham- und Ekelaffekten zu stellen und diese zu überwinden, sowie ein Gefühl der Sicherheit notwendig. Scham wird als wichtiger Faktor bei dem Verschweigen von traumatisierenden Ereignissen verstanden. (vgl. Reddemann & Gahleitner 2016, 121) Sie ist eine komplexe Emotion, die aus einem Zusammenspiel von soziologischen, psychologischen und biologischen Faktoren resultiert und als Folge von Bindungsstörungen, die bei traumatisierten Eltern-Kind-Beziehungen entwickelt werden, aufkommt. Alles in allem lässt sich sagen, dass die Bearbeitung von traumatischen Ereignissen für die Betroffenen eine Ressource darstellt. (vgl. Diez Grieser 2022, 93)

Viele Kriegsflüchtlinge nehmen jedoch keine therapeutische Hilfe in Anspruch, was natürlich zum einen an dem fehlenden Angebot liegen könnte, aber zum anderen an dem Wunsch mit dem Ereignis abzuschließen. Eine Therapie bietet die Möglichkeit, die bestehenden Verletzungen des Traumas heilen zu können und durch die Verarbeitung das bestehende Leid in die Lebensbiografie zu integrieren und nicht in weitere Generationen Traumafragmente zu transportieren. (vgl. Drexler 2020, 33)

Das Modell der sequentiellen Traumatisierung verbindet sowohl die Traumabewältigung an sich als auch die sozialen und gesellschaftlichen Umfeldgegebenheiten, die für ein ganzheitliches Verständnis des Traumas notwendig sind. Die Sequenzen der Traumatisierung beziehen sich auf die Zeitabschnitte vor, während und nach einem Trauma. Anhand des Modells soll aufgezeigt werden, dass das individuelle Leid mit den einwirkenden sozialen Einflüssen eine enorme Bedeutung für die Ausprägung und Schwere der Traumatisierung hat. Soziale Unterstützung würde zu den korrekten Erfahrungen beim Betroffenen führen, welche den Traumatisierungsverarbeitungsprozess positiv beeinflussen würde. (vgl. Brandmeier 2015, 41 – 42) Kriegsflüchtlinge durchlaufen die sequenzielle Traumatisierung, da sie sowohl vor, während und nach dem traumatischen Ereignis ein Gefühl der Bedrohung erleben. Selbst nach der Flucht aus dem Kriegsgebiet oder am Ende des Krieges verspüren sie wenig Handlungsmacht, erleben ökonomische Benachteiligung und sorgen sich um ihren temporären Aufenthaltsstatus. Gesellschaftliche Marginalisierung, Missachtung oder Ausgrenzung sind mögliche Erfahrungen von Traumatisierten. Aus diesem Grund zeigen zahlreiche Studien bei Kriegsflüchtlingen eine hohe Prävalenzrate an psychischen Störungen auf. Bei der Entstehung psychischer Störungen ist von einer komplexeren Kombination aus Traumaereignis, erhöhter Vulnerabilität, nicht ausreichend zur Verfügung stehender Bewältigungsressourcen und gesellschaftlichen Faktoren auszugehen. Die Aufgabe der gesellschaftlichen Instanzen sollte darin liegen, die Machtungleichheiten auszubalancieren und adäquate Begleitung und Unterstützung der Hilfesuchenden anzubieten. Es sollte das Ziel angestrebt werden, dass Kriegsflüchtlinge die Opferrolle verlassen, um den eigenen Selbstwert zu steigern. Ohne therapeutische Hilfestellung können Betroffene von Traumata nicht ihr Selbst- und Weltverständnis regenerieren. Die Gesellschaft hat die Aufgabe gesundheitsfördernde Bedingungen zu ermöglichen. Schließlich führt die Ignoranz der therapeutischen Unterstützung der Flüchtlinge dazu, dass auch die nachfolgende Generation pathologische Symptome aufzeigt. (vgl. Brandmeier 2015, 44 – 47)

5.4 Psychoanalytische Reflexion des Traumas

In den meisten psychotherapeutischen Schulen wie beispielsweise der Psychoanalyse und der Individualpsychologie wird von der Berücksichtigung der Kindheit der Patientin bzw. des Patienten, sowie deren oder dessen Beziehung zu seinen Bezugspersonen und dem familiären Klima bei der Analyse gesprochen. Die ersten Berichte über Trauma stammen aus dem 19. Jahrhundert, als Freud 1895 nach spezifischen Ursachen für die Hysterie bei Frauen suchte und sexuellen Missbrauch in der Kindheit in diesem Zusammenhang erforschte. (vgl. Bohleber 2012, 86) Für Freud können Traumen entweder durch starke Triebregungen oder durch äußere Einflüsse entstehen. Auf die Beziehung zwischen den inneren Vorgängen und den externen Reizen ist er jedoch nicht detaillierter eingegangen. (vgl. ebd., 89) Ein einheitliches Störungsbild zwischen den Trauma-Überlebenden und der zweiten Generation dieser Betroffenen kann nicht definiert werden, da diese Bilder inhomogen sind. Jedoch stellt das Trauma der Eltern bei dem Leben der Kinder einen organisierenden Faktor dar. Man spricht hierbei von einem „Überlebenden-Komplex“, der an die Nachfahren unbewusst weitergegeben wird. Die

Weitergabe hängt von der Ausprägung des Traumas beim Betroffenen ab und erscheint als Balance zwischen Pathologie und Ich-Stärke. (vgl. ebd., 106)

Freud bezeichnet die unbewusste Weitergabe von Traumata an die Second-Generation als Gefühlserbschaft. Der Begriff Gefühlserbschaft meint sämtliche unverarbeitete und vom Betroffenen abgespaltenen und verdrängte Emotionen, die an die Angehörigen der zweiten Generationen vererbt werden. (vgl. Opetnik 2021, 52) Die mangelhafte Integration negativer Affekte führt bei den betroffenen traumatisierten Müttern und Vätern zu geschädigten Persönlichkeitsanteilen, die den Kindern als Identifikation dienen und übernommen werden. Unbewusst geben die Eltern den Kindern die Aufgabe, diese verdrängten Emotionen in das kindliche Selbstbild zu integrieren, um das zu leisten, was die Eltern aus mangelnden Ressourcen und fehlender Unterstützung selbst nicht vollbringen konnten. Aus diesem Grund lastet eine große Herausforderung auf den Kindern der ersten Generation, die in weiterer Folge zum Verlust des Gefühls des eigenen Selbst bei der zweiten Generation führt. (vgl. Dunkel 2021, 218) Das Selbst ist ein Grundgedanke und der Plan davon, wie man ist. Es wird stetig weiterentwickelt aufgrund äußerer und innerer Einflüsse und ist somit dynamisch. Gesunde psychische Menschen sind sich über die Existenz ihres Selbst bewusst. Man könnte das Selbst als Ergebnis unserer eigenen Vorstellungen und Weiterentwicklung ansehen. (vgl. Nijenhuis 2016, 95) Tiefenpsychologisch betrachtet, spricht man bei diesem Phänomen von der IntroJECTION, die die verinnerlichten elterlichen Persönlichkeitsanteile, die aufgrund der Traumatisierung hervorgerufen und abgespalten wurden, meint. (vgl. Dunkel 2021, 218) Dabei entwickeln die Kinder, wie der Psychoanalytiker Werner Bohleber in seinem 2008 erschienenen Werk erläutert, zwei Weltanschauungen:

„Bei Eltern, die ihre massive Traumatisierung nur durch Verleugnung und Derealisierung abwehren können, erfassen die Kinder unbewusst das Erlittene, bearbeiten Anzeichen mit ihrer Fantasie und agieren diese Fantasie in der äußeren Welt aus. Diese Kinder leben in zwei Wirklichkeiten, der eigenen und der, die der traumatischen Geschichte der Eltern angehört“. (Bohleber 2008, 68)

Werner Bohleber gibt 2008 in einem seiner wissenschaftlichen Werke an, dass die Erziehungsberechtigten unbewusst Wertvorstellungen und -bilder an ihre Nachkommen überliefern. Diese wiederum sind, wie alle Kinder, stark an ihre Eltern gebunden und wünschen sich von diesen akzeptiert und geliebt zu werden. Um den Erwartungen der Mütter und Väter zu entsprechen, übernehmen und verinnerlichen sie die elterlichen Charakteristiken. Eigenarten der Eltern werden in eigenen Verhaltensmustern angeeignet, wodurch der Prozess der Identifizierung eingeleitet wird und die Generationen einander mehr und mehr ähneln. Die übernommenen Verhaltensweisen und Einstellungen der Kinder der zweiten Generation unterscheiden sich jedoch von jenen der Kinder des Exillandes. Es bestehen Discrepanzen, wodurch das Gefühl der Identitätsverwirrung zunimmt. Das Kind möchte anerzogene Verhaltensmuster der Eltern beibehalten, um die Beziehung zu ihnen nicht zu gefährden, merkt jedoch wiederum, dass im sozialen Umfeld andere Normen, Werte und Vorstellungen ausgelebt werden. (vgl. Bohleber 2008, 69 – 70) Zwischen dem Kind und seiner Bezugsperson besteht eine Objektbeziehung,

die sich dadurch äußert, dass das jüngere Individuum von dem Erwachsenen abhängig ist, dieser aufgrund seines Traumas nicht das den Erwartungen entsprechende Verhalten aufweist und das Kind vernachlässigt wird. Das Kind wiederum möchte seine Bezugsperson schützen und nimmt aus diesem Grund die Rolle des Schuldigen ein. Das Bindungssystem wird von Ängsten oder Traumatisierungen beeinträchtigt, wodurch die Ausbildung der Fähigkeit zum Mentalisieren beim Kind verhindert wird. (vgl. Bohleber 2012, 92 – 93) Individualpsychologisch nach Adler betrachtet, erkennt man sofort, dass diese Differenz zu starken Schwierigkeiten in der Entwicklung des Kindes führt. Man geht davon aus, dass das Individuum ein soziales Wesen ist, welches in der Gesellschaft den Wunsch hegt, seiner sozialen Aufgabe nachzukommen. Um Teil der Gemeinschaft zu sein, ist es gefordert sich der umgebenden Kultur anzupassen, was ihm jedoch durch die traumatisierten Bezugspersonen zu Hause erschwert wird. Dem Kinde werden unbewusst Steine in den Weg gelegt, die das Befriedigen von eigenen Bedürfnissen verhindern. (vgl. Adler 2012, 5)

Unbewusst erhält das Kind den Auftrag der Eltern, das Trauma ungeschehen zu machen. Eine Aufgabe, die die Töchter und Söhne versuchen zu erfüllen, jedoch daran scheitern werden. Die Kinder werden zur Bewältigung der Emotionen wie Aggression und Trauer benutzt. Die Nachkommen spüren diese unbewusste Projektion, wissen jedoch nicht, dass es nicht die eigenen Phantasien, Wünsche und Emotionen sind. Das Kind nimmt entweder stellvertretend den Platz eines Verlustes, wie den eines Familienmitglieds ein, oder den Auftrag durch Leistungen zu brillieren und den Familienstolz wiederherzustellen. (vgl. Bohleber 2012, 107)

6 Transgenerationale Weitergabe und ihre Auswirkungen

Seit Jahren wird darauf hingewiesen, dass nicht integrierte Traumainhalte transgenerational wirken und über mehrere Generationen hinweg übertragen werden können. (vgl. Korritko 2015, 106) Im Zusammenhang mit dem Ausdruck der transgenerationalen Traumatisierung ist in der Literatur der Begriff des *telescopage* zu finden. Er stammt in seiner ursprünglichen Definition aus der Verkehrsbranche, in der er die Form der teleskopartig ineinander geschobenen Waggons bei Eisenbahnunfällen beschreibt. Da es sich bei der Traumaweitergabe um eine Überschreitung der Generationsgrenzen handelt und das vererbte Trauma als Unfall in der Gedächtnisfigur des Nachkommen gesehen werden kann, kommt es zur Begriffsübernahme. (vgl. Weigel 1999, 65) „Telescoping of the generations“ wird verwendet, um auf die Verschiebung und Aufweichung der Generationsgrenzen bei Familien mit traumatisierten Eltern zu verweisen. (vgl. Leuzinger-Bohleber & Fritzemeyer 2016, 155)

Bei der transgenerationalen Weitergabe handelt es sich um einen Prozess der Wechselhaftigkeit. Innerhalb dieses Transmissionsprozesses werden Erinnerungen, Ideologien, Werte und Normen, Einstellungen, die eigene Mentalität, sowie Denk- und Lebensweisen an die nächste Generation übertragen. Da ein Prozess jedoch nicht eine einseitige Beeinflussung anstrebt, prägen Eltern nicht nur ihre Kinder, sondern diese auch ihre Mütter und Väter aufgrund der Reaktionen und Fragen, die diese in den Prozess zurück einwerfen. (vgl. Opetnik 2021, 56 – 57)

Bei der transgenerativen Überlieferung zeigen sich folgende intergenerationale Wirkfaktoren: erzählte Geschichte, konkretes Verhalten der Eltern und nicht erzählte Erzählungen der Mütter und Väter. Jede genannte Komponente prägt die spätere Auseinandersetzung der zweiten Generation mit der Thematik des Traumas. Obwohl es seltsam erscheinen mag, ist das Nicht-Erzählen des Traumas nicht nur ein Vorenthalten der Informationen, die Auskunft über das Erleben unspezifisch wirkender Symptome gibt, sondern erzeugt auch ein Denk- und Sprechtabu, wodurch das familiäre Zusammenleben umso nachhaltiger beeinflusst wird. Es besteht eine Wissenskluft zwischen Fakten und Informationen, die sich das Individuum anhand von Recherche erwerben kann und der tatsächlich erlebten Geschehnisse der Eltern innerhalb des Traumas. Dabei sind es genau diese negativen Familiengeschichten, die am liebsten von den Leidtragenden mit ins Grab genommen werden würden, um den Schmerz nicht nochmals erdulden und die eigenen Kinder beschützen zu können, die transgenerational wirken. Das Schweigen kann bei Angehörigen der zweiten Generation entweder zu transgenerationalen Identifikationsprozessen oder zu radikalen Abgrenzungsversuchen führen. Dies ist vor allem davon abhängig, in welcher Position sich die traumatisierten Eltern wiedergefunden haben. Sowohl Täterinnen und Täter als auch Opfer erleben massive Scham- und Schuldgefühle. Die Zeiten des Schweigens wurden bereits während des Kriegs geprägt, als unklar war, wem man vertrauen und sich zuwenden kann. Es folgte das Gefühl der Unsicherheit und Sich-Abwendens, um sich und seine Familie zu schützen. (vgl. Somer et al 2015, 26 – 27)

Die Berücksichtigung des Ahnenfaktors ermöglicht das Aufspüren des Ursprungs von erlebten Symptomen, wie beispielsweise dem wiederholenden Träumen von bestimmten Szenen. Jedoch ist eine Voraussetzung für die Arbeit mit diesen die Ehrlichkeit und der Mut der Therapeutin bzw. des Therapeuten und der Patientin bzw. des Patienten sowie eine gewisse Vertrauensbasis zwischen den beteiligten Personen. Eine weitere Grundvoraussetzung ist jedoch auch, dass die lebenden Vorfahren wie die Eltern, Großeltern oder andere Verwandte die Familiengeschichte teilen, um auf erlebte Traumata der Ahnen zurückzuschließen zu können. Dies stellt jedoch zumeist eine Herausforderung dar, da zum Schutz der Familie über die Familiengeheimnisse und vielleicht sogar über Täterschaften eisern geschwiegen wird. (vgl. Teuschel 2016, 7)

6.1 Primäre und sekundäre Traumawertergabe

Zu Beginn dieses Kapitels wird auf den Unterschied zwischen den Bezeichnungen der Ererbung und Vererbung hingewiesen, da je nach wissenschaftlichem Werk zwischen diesen Begriffen der Traumawertergabe differenziert wird. Während man bei vererbten Wunden von der natürlichen Weitergabe von Genen und Kompetenzen spricht, handelt es sich bei ererbter Verletzung um etwas, dass die nächste Generation übernommen hat. (vgl. Drexler 2020, 37) Der primären Generation werden Personen zugeordnet, die das Trauma selbst erlebt, unter diesem gelitten und mit den Folgen gelebt haben. Bei Personen dieser Gruppe besteht nun die Möglichkeit, dass das erlebte Trauma wie beispielsweise eine Vergewaltigung, Erleben einer Naturkatastrophe oder eines Kriegs zur unbewussten und ungewollten Weitergabe der Symptome an die Kinder oder Enkel führt. Diese angeführten Personengruppen zählen zu der Gruppenbezeichnung „2. Generation“, die Personen einschließt, die nicht unmittelbar das Trauma erlebt haben, sondern an die dieses vererbt worden ist. Anhand dieser Beschreibung der primären und sekundären Traumawertergabe wird ersichtlich, dass es sich bei der Begrenzung des Begriffes um eine subjektive Dimension handelt, die sich nicht aufgrund des Alters oder Geschlechtes erschließt, sondern anhand der individuellen Lebensbiografien einzuordnen ermöglicht. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 14 – 15)

Von sekundärer Traumatisierung spricht man von den Kindern traumatisierter Personen, die erst nach dem Geschehen des Traumas auf die Welt gekommen sind und somit keinen unmittelbaren Kontakt zu den traumatisierenden Einflüssen erlebt haben. Von einer primären Traumatisierung wiederum spricht man, wenn die Eltern ihre erlebten Traumata direkt an die Kinder weitergeben, was beispielsweise der Fall ist, wenn traumatisierte Mütter und/oder Väter den erlebten Missbrauch bei den eigenen Kindern wiederholen und ausführen. So wird das eigene Kind ebenfalls sexuell misshandelt oder vernachlässigt, wodurch diese Angehörigen der zweiten Generation die Traumatisierung am eigenen Leib selbst erfahren. (vgl. Sänger & Udolf 2013, 140 – 141) Die charakteristischen Merkmale eines Traumas unterscheiden sich jedoch in ihrem Auftreten beim Kind von denen des Erwachsenen. Das liegt an den persönlichen Charaktereigenschaften, dem Urteilsvermögen, der

Wahrnehmungsfähigkeit, der sprachlichen und motorischen Fertigkeiten sowie der Stabilität der Beziehung zur Bezugsperson. (vgl. Levine & Kline 2015, 61)

Um nun konkret auf den ex-jugoslawischen Krieg einzugehen, ist zu bedenken, dass es sich hierbei um Traumaerfahrungen wie Folter, Verfolgung, Bedrohung, Gewalt und Vergewaltigung handelt. Natürlich ist ein Trauma ein Trauma und die Skalierung zwischen den einzelnen Ereignissen hinsichtlich ihrer Gefährdung ist unangebracht. Dennoch sind dies Gedanken, die bei der Erarbeitung von transgenerationalen Erfahrungen beachtet werden sollten. Die Erlebnisse der Eltern haben ein Ausmaß angenommen, dass für einen Großteil der Bewohnerinnen und Bewohner Österreichs heutzutage unvorstellbar ist. Man hört von Kriegen, Folterungen und Vergewaltigungen, doch sie scheinen weit weg und am eigenen Leib unmöglich zu sein. Das Schweigen verschlimmert den Zustand der Umstände, da man mit dem Schmerz selbst versucht umzugehen und sich somit allein fühlt. So ergeht es einer großen Anzahl an vergewaltigten Frauen, deren Schamgefühl größer ist als das Bedürfnis nach Verständnis und Beistand. Die Tatsache, dass es sich bei dem Vergehen an jugoslawischen Frauen um symbolische Akte handelte, die einem tieferen politischen Ziel entstammen, hebt den Grad der Grausamkeit der Taten. (vgl. Todorova 1999, 199)

Die Bezeichnung „Second-Generation-Syndrom“ umfasst die Personen, bei welchen Untersuchungen zeigen konnten, dass diese eine höhere Vulnerabilität aufweisen als die Kontrollgruppe, die keine traumatischen Erlebnisse innerhalb der Familie aufzeigen. Hierbei ist anzuführen, dass nicht jede bzw. jeder das Second-Generation-Syndrom aufzeigt. Es liegt lediglich dar, dass eine genetische Prädisposition im Körper des Individuums angelegt ist und dieses in Kombination mit weiteren Faktoren sich entfalten könnte. (vgl. Opetnik 2021, 91) Bei Angehörigen der zweiten Generation konnten wie bei denen der ersten Generation eine erhöhte Katastrophenerwartung, Ambivalenz-, Scham- und Schuldgefühle, Selbstwertverminderung, Selbstzweifel sowie Hypervigilanz und Albträume entdeckt werden. Die Hypervigilanz meint einen Zustand der inneren Unruhe, der darauf beruht, dass die Mehrheit der Kriegsflüchtlinge keine Wurzeln schlagen kann, wodurch es unmöglich erscheint, das Gefühl der Zugehörigkeit und Sicherheit zu erreichen. (vgl. ebd., 91 – 104)

6.2 Epigenetische Mechanismen

„Die Epigenetik ist nichts Geringeres als eine der größten wissenschaftlichen Erkenntnisse der letzten Jahrzehnte.“ (Teuschel 2016, 66)

Innerhalb der Evolutionsbiologie geht man von zwei verschiedenen Theorien bezüglich der transgenerationalen Weitergabe aus. Charles Darwin ist der Ansicht, dass die „Entwicklung über Generationen hinweg durch spontane Mutationen der Gene und durch Weitergabe der im Selektionssinne geeigneter Erbeigenschaften“ (Teuschel 2016, 54) passiert. Der Evolutionsbiologe Jean-Baptiste de Lamarck beschreibt die Veränderung des Genmaterials aufgrund der einwirkenden Umweltfaktoren. (vgl. ebd., 54) Psychisch kranke Eltern stellen einen äußerst hohen Risikofaktor für die kindliche Entwicklung dar.

(vgl. Lenz 2017, 1) Untersuchungen aus mehreren Interviewstudien zeigten, dass Kinder, bei denen bereits ein Elternteil eine psychische Störung aufwies, häufig Schuldgefühle, Angst, starke emotionale Belastungen oder Loyalitätskonflikte erlebt haben. Das Familiensystem zeigt sich brüchig und Kinder parentifizieren für ihre Eltern, um das instabile Netz aufrechtzuerhalten. Es werden Distanz- und Abgrenzungsschritte seitens der Mädchen und Buben zum eigenen Schutz gesetzt, die jedoch von weiteren Schuldgefühlen wieder rückgängig gemacht werden. Häufig werden die Kinder von Betroffenen von Trennungsängsten verfolgt, da die Eltern als nicht gänzlich zugänglich und der elterliche Gesundheitszustand als gefährlich erlebt werden. (vgl. ebd., 4)

Bei der klassischen Genetik beschäftigt man sich mit der Thematik der Vererbungsmechanismen. Der Augustinermönch Gregor Mendel entdeckte und formulierte die Mendelschen Regeln der Vererbung, die beweisen konnten, dass menschliche Eigenschaften vererbt werden. (vgl. Teuschel 2016, 56 – 57) Grundlegend betrachtet, kann sich das genetische Material eines Menschen durch Mutationen über die Generationen hinweg verändern. Bei der Verschmelzung der Ei-Zelle und der Samenzelle können anhand der Gene als Transportmedium menschliche Merkmale weitergegeben werden. (vgl. ebd., 58) Die epigenetischen Mechanismen sind für die Zellspezialisierung der DNA eines Menschen verantwortlich. Das Erbgut bleibt unverändert, jedoch bestimmen epigenetische Prozesse, welche Abschnitte der Gensequenz stillgelegt und welche abgelesen werden können. Dabei spielt die Methylierung eine wesentliche Rolle, da diese an dem DNA-Strang andocken und somit eine Ablese der Gensequenz verhindern. (vgl. Drexler 2020, 44 – 45) In diesem Zusammenhang spricht man auch von genomischem *Imprinting*, bei welchem bestimmte Genorte mütterlichen oder väterlichen Erbgutes aktiviert oder stillgelegt werden. (vgl. Teuschel 2016, 69) Während es sich beim *Imprinting*, um einen biologischen Prozess handelt, wäre ein Beispiel einer transgenerationalen Weitergabe auf soziokultureller Ebene das Tabu. Die stillschweigend akzeptierten Regeln umfassen Einstellungen und Verhaltensweisen, die von Verboten eingeschränkt sind. Familiäre Tabus werden ebenfalls an die nächsten Generationen weitergegeben und prägen das Familienleben. Dieses ist schwer zu eruieren, da es sich um erlebte Lebensformen von Vorfahren handelt, über die in den meisten Fällen keine Aufzeichnungen bestehen. (vgl. ebd., 96) Weitere Bestandteile unseres emotionalen Erbes sind außer den Tabus die Familiengeheimnisse, Schmerz, Scham- und Schuldgefühle und Traumata. (vgl. ebd., 100 – 108)

Innerhalb der Traumaforschung geht man bei Traumata von einer Speicherung von Traumafragmenten im Gehirn aus, die aufgrund von Erinnerungsreizen Symptome auch nach außen zeigen. Diese ausgelobten Merkmale wirken sowohl auf den Betroffenen selbst als auch auf dessen soziales Umfeld ein. (vgl. Korittko 2015, 107) Aus systemischer Sicht geht man bei der transgenerationalen Traumawiedergabe von einer Dynamik zwischen den neurobiologischen Aktivitäten im Körper und Gehirn, den emotionalen Prozessen und zwischenmenschlichen kommunikativen Vorgängen aus. Dabei ist die Interaktion zwischen den Eltern und den Kindern ein wesentlicher Bestandteil bei der Übertragung von Traumafragmenten. Die impliziten Botschaften, die den Erziehungsstil traumatisierter Elternteile

prägen, haben einen Einfluss auf ihre Kinder. (vgl. Korittko 2015, 106) Man versteht dies auch als emotionales Erbe, das uns unsere Vorfahren hinterlassen haben. (vgl. Teuschel 2016, V)

6.3 Merkmale der transgenerationalen Weitergabe an der zweiten Generation

6.3.1 Definition „Generation In-Between“

Die Frage stellt sich, wer unter der Bezeichnung „Generation In-Between“ tatsächlich gemeint ist. Die Antwort darauf ist, dass Personen gemeint sind, die anders als ihre Eltern in einem anderen Land geboren worden und somit der ersten Generation angehörig sind, die sich jedoch widersprüchlicherweise nicht direkt einem Land zugehörig fühlen. Das ambivalente Gefühl der Landeszugehörigkeit schwingt zwischen dem Heimatland und Exilland der Eltern. (vgl. Gries et al. 2016, 45)

„Die Horizonte ihres Lebens bilden zwei Welten und zwei Kulturen; sie leben natürlich in Österreich - und zugleich auch im Heimatland ihrer Mütter und Väter.“ (Gries et al. 2016, 45)

Der Zerfall Jugoslawiens hat die Menschen, die dieses traumatische Ereignis miterlebt haben, nachhaltig geprägt. Sie wurden zu Opfern. Manche von ihnen auch zu Täterinnen und Tätern, die Gewalt erlebt haben und mit Aggression, Trauer, Frustration und Hoffnungslosigkeit aufwuchsen. Auch wenn dies sehr negativ erscheint, könnte ein positiver Aspekt darin gesehen werden, dass es sich bei den Nachkommen der Balkankriegsgenerationen um eine Schlüsselgeneration handelt, die als Verbindung zur Europäischen Union betrachtet werden kann. (vgl. Gries et al. 2016, 15 – 16)

Die „Generation In-Between“ beschreibt die Wendekinder, die den Zusammenbruch des eigenen Landes durch den Krieg miterlebt haben. Aufgrund dieser Erfahrung geht man von der Annahme aus, dass diese Personen ein besonderes Potenzial haben, in Krisensituationen gut handeln zu können. Man könnte dies dadurch erklären, dass ein solch schreckliches Ereignis den Menschen insofern geprägt hat, als Kompetenzen zur Bewältigung einer Krisensituation erworben worden sind. Diese genannte Personengruppe kann stellvertretend als Repräsentant für ganz Europa gefasst werden. Schließlich ist Europa von hunderten von Kriegen betroffen gewesen. Die traumatischen Erlebnisse wurden über die Generationen hinweg weitervererbt, wodurch ein beachtlicher Anteil der europäischen Bevölkerung die Kriegstraumen von Vorfahren in sich trägt. Angehörige der „Generation In-Between“ sind sich durch die bestehenden diffusen Wertvorstellungen und das Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit zu einer Nation ähnlich. Die Kinder des ehemaligen Jugoslawienkriegs wurden Augen- und Ohrenzeuginnen und -zeugen und waren wie ihre Verwandten und Bekannten existenzieller Gewalt ausgesetzt. (vgl. ebd., 7 – 9)

Der Ausgangspunkt für die Untersuchung der Angehörigen von traumatisierten Betroffenen waren die gezeigten Symptome der zweiten Generation der Holocaust-Überlebenden. (vgl. Teuschel 2016, 109) Innerhalb von therapeutischen Sitzungen konnte beobachtet werden, dass Klientinnen und Klienten

Symptome traumatischer Belastungen zeigten, obwohl diese nicht von ihnen persönlich, sondern von ihren Bezugspersonen erlebt worden sind. Anhand von Anamnesen und weiteren Therapieeinheiten konnte erschlossen werden, dass Traumata transgenerational übertragen werden. Die Weitergabe an die nächste Generation erfolgt umso intensiver, je weniger über die Ereignisse innerhalb des familiären Kreises gesprochen worden ist. Es zeigt sich, dass das emotionale Schweigen die Intensität der Überlieferung von Traumata steigert. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 12) Das Leid der zweiten Generation lässt sich somit dadurch herauskristallisieren, dass anders als Personen der ersten Generation, die tatsächlich das Traumaereignis erlebt haben und somit die Symptome auf einen Grund zurückführen können, ihre Erscheinungen scheinbar grundlos auftreten. Zusätzlich wird dieses Nichtwissen durch das Schweigen der Eltern verstärkt. (vgl. ebd., 38 – 39) Das Nichtsprechen führt wiederum bei einigen Personen zur Entwicklung einer Verweigerung spontaner Aussagen und somit zu einer verminderten Kommunikations- und Ausdrucksfähigkeit. (vgl. ebd., 41) Dies und die Empfindung, dass der Schmerz des Ereignisses bei der Schilderung zu intensiv sei, sind zwei der möglichen Gründe, weshalb das Schweigen vor allem bei traumatisierten Personen häufig vorzufinden ist. Berichte von Angehörigen der zweiten Generationen zeigen immer wieder auf, wie Töchter und Söhne ihre Elternteile als schweigsam einstufen und dies als grundlegenden Bestandteil der Lebensgestaltung beschreiben. (vgl. ebd., 40)

Das Schweigen wird von der Tabuisierung des Krieges und der damit verbundenen Ereignisse verstärkt. Das Problem beziehungsweise die Schwierigkeit liegt darin, dass die Nachkommen der Kriegsinvolverten über keine Informationen verfügen. Ihre Meinung und Vorstellungen sind eine Illusion der damaligen jugoslawischen Vergangenheit, die aus einer Nostalgie und Amnesie aufgebaut werden. (vgl. Gries et al. 2016, 20) Jedoch kann man davon ausgehen, dass die Angehörigen der genannten Bevölkerungsgruppe bereit sind, sich mit den Traumata ihrer Eltern auseinanderzusetzen, da diese nach Freud genannten Gefühlerbschaften ihr jetziges Leben beeinflussen. (vgl. ebd., 69) Der Therapeutin bzw. dem Therapeuten von Betroffenen der zweiten Generation wird dies innerhalb des therapeutischen Settings dadurch sichtbar, dass in Gesprächen eine Diskrepanz zwischen den Aussagen und der begleitenden Körpersprache beobachtet wird. Ein gezieltes Nachfragen ist oftmals notwendig, um die Patientin oder den Patienten überhaupt auf den Unterschied aufmerksam zu machen. Innerhalb der Sprache kann man in Nebensätzen die Beziehungsqualitäten erkennen. Wenn diese Unstimmigkeiten zwischen dem gesprochenen Wort und tatsächlichem Erleben häufig vorkommen und diese Erfahrungen ein chronischer Bestandteil sind, so kann dies das zukünftige Beziehungserleben negativ prägen. Der Grund steckt hinter der Diskrepanz der Mitteilungen und der realen Botschaft, die die Bezugspersonen des Kindes vermitteln und dadurch die Bindungsfähigkeit beeinträchtigen. Die Bindung ist eine Beziehung zwischen einem Kind und seiner Bezugsperson, die dauerhaft, tragfähig und emotional ist. (vgl. Uhl 2013, 14) Eine sichere Bindung kann als Schutzfaktor für die Entwicklung angesehen werden. Kinder, die ein sicheres Bindungsverhalten aufweisen, zeigen sich in der Beobachtung offener, sozialer, kreativer, emotional positiver und haben ein höheres Selbstwertgefühl als unsicher gebundene Mädchen und Buben. Das fehlende Feingefühl der Eltern kann sogar Mikrotraumata beim Kind auslösen.

(vgl. ebd., 17 – 18) In seiner extremsten Ausprägung kann aus einem Missstand der Beziehung zwischen Bezugsperson und Nachkommen eine Bindungsstörung resultieren, die als unsichere oder desorganisierte Bindung innerhalb der Entwicklungspsychologie bezeichnet wird. (vgl. Baer & Frick-Baer, 56 – 57) Der desorganisierte Bindungstyp ist ein ernstzunehmender Risikofaktor bei der Ätiologie von Störungsbildern wie der posttraumatischen Belastungsstörung, PTBS, oder dissoziativen Störung, DIS. (vgl. Nijenhuis 2016, 183) Die dissoziative Persönlichkeitsstörung meint eine Identitätsspaltung, die durch die Belastung aufgrund des erlebten Traumas einhergeht und der Versuch des Individuums ist, die Gesundheit aufrechtzuerhalten. Die dissoziativen Symptome sind die Hauptabwehrmechanismen nach traumatischen Ereignissen. (vgl. Huber 2013, 131) Jedoch ist anzumerken, dass die Bezeichnung der Bindungsstörungen nicht gänzlich zutreffend und beschreibend ist, da sie den Anschein erweckt, dass es sich beim Betroffenen um eine Einschränkung der Kompetenz Beziehungen aufzubauen handelt. Dabei meint die Beziehungsstörung Schwierigkeiten innerhalb des Verhältnisses zueinander und der Interaktion, die durch das fehlende Grundbedürfnis nach Schutz und Sicherheit sowie nicht gegebener Fürsorgebefriedigung hervorgerufen wurde. (vgl. König 2020, 114) Untersuchungen zeigten auf, dass Kinder traumatisierter Elternteile drei- bis viermal häufiger ein desorganisiertes Bindungsverhalten ausleben als Kinder, deren Mütter oder Väter keine Traumatisierung erfahren haben. Der Grund dahinter steckt zum einen in der soeben beschriebenen Diskrepanz zwischen Wort und Körpersprache und zum anderen in dem Phänomen des Schweigens der Eltern. Das Schweigen über Erlebnisse führt zur Einschränkung der Reflexionsfähigkeit. Die Kompetenz, über Geschehnisse reflektieren zu können, ist ein wichtiger Bestandteil zur Entstehung der Bindungsfähigkeit. Im Reflexionsprozess werden eigene Emotionen, Haltungen und Verhaltensweisen, aber auch die des Gegenübers analysiert, bewertet und dementsprechend darauf reagiert. Die Reflexionsfähigkeit ist somit eine Kompetenz, die eine enorme Wichtigkeit für das Leben in einer Gemeinschaft darstellt, da sie Individuen dazu befähigt ihr Verhalten den sozialen Gegebenheiten anzupassen. Das Erleben, dass es für verschiedenste Ereignisse vielfältige Deutungs- und Reaktionsweisen gibt, ist eine wesentliche Voraussetzung für die Fähigkeit sich in anderen Personen hineinzuversetzen und für andere Sichtweisen Verständnis aufbringen zu können. Dies sind Eigenschaften, die notwendige Bestandteile der Beziehung darstellen. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 56 – 57)

Als weitere Folge der Traumaweltergabe resultiert die Relativierung der eigenen Probleme, da das Leid der Eltern ein solches Ausmaß angenommen hat, mit welchem die eigenen, aber dennoch mit Schmerz verbundenen Probleme als irrelevant betrachtet und aus diesem Grund nicht angesprochen werden. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 69) Kinder, deren Eltern an einer Traumafolgestörung erkrankt sind, haben ein weitaus größeres Risiko, ebenfalls an einem solch genannten Störungsbild zu leiden. (vgl. Drexler 2020, 39)

6.3.2 *Identität*

Die Identität der Nachkommen der Betroffenen des Jugoslawienkriegs wird bereits bei der Geburt von den Einflüssen der Vergangenheit geprägt. So führen die genetischen Prädispositionen und Erfahrungen der früheren Generationen dazu, dass die neurobiologische Entwicklung des Neugeborenen vorab beeinflusst wird und sich so auf die Grundlage der Identität der Person auswirkt. (vgl. Diez Grieser 2022, 51) Die Identitätsentwicklung und Werteorientierung wird stark von der eigenen Sozialisation und somit durch die Ursprungsfamilie beeinflusst. Dabei spielt die Abgrenzung zu den Eltern und deren Werten eine entscheidende Rolle in der persönlichen Identitätsfindung. (vgl. Demuth 2013, 3 – 4) Ärger, Groll, Schmerz, Trauer sind einige der Altlasten, die die Angehörigen der „Generation In-Between“ aufgezwungen bekommen haben. Es ist ein Erbe, dass nicht gerne oder einfach auf den eigenen Schultern zu tragen ist. (vgl. Gries et al. 2016, 31) Nicht außer Acht zu lassen ist, dass die Zugehörigkeit zu den „Traumatisierten“ ebenfalls als psychopathologisches Krankheitsbild identitätsstiftend wirkt. (vgl. Diez Grieser 2022, 18) Dieser Gruppe an Personen zugehörig zu sein oder sich wiederum durch die Eltern dazu verbunden zu fühlen, nimmt ein Stück der freien Identitätsentwicklung vorab weg. Das Kind wird ungewollt bereits zu Beginn seines Lebens in eine Richtung gelenkt beziehungsweise einer Personengruppe zugeteilt. Ein Beispiel zur Veranschaulichung ist die Kategorisierung von Menschen anhand ihrer Nachnamen. Auch wenn dies unfreiwillig und unbewusst in einer jeden Person aufgrund der sozialen Wahrnehmung stattfindet, verändert es die Perspektive auf ein Individuum. Man spricht hierbei in der Psychologie von der Bildung von Stereotypen, die Sicherheit und Ordnung schaffen und einer Orientierung dienen sollen. (vgl. Schmid Mast & Krings 2020, 33 – 35)

Da Traumata mit dem Erleben von Ohnmachtsgefühlen unweigerlich verbunden sind, ist das Erleben der eigenen Hilflosigkeit, welche eine Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls mit sich führt, eine der vielen Folgen traumatischer Ereignisse. Bei den meisten Traumata ist ein Entkommen aus der Situation nicht möglich, wodurch viele Opfer in dieser erlebten Ohnmacht erstarrten und sich die aufgekommene Erregung kaum vollständig wieder abbauen lässt. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 20) Die Kinder Traumatisierter erleben, dass sie nur dann geliebt und akzeptiert werden, solange sie für die Erziehungsberichtigten keine Probleme verursachen oder als schwierig eingestuft werden. Dies bleibt bis ins spätere Erwachsenenalter eine prägende Erfahrung der Individuen. (vgl. Bachhofen 2007, 262) Auch der Abnabelungsprozess, der sehr wichtig für die Identitätsentwicklung ist, wird als Gefahr seitens der Eltern erlebt und führt zur Bildung negativer Gefühle wie Wut und Zorn. Daraufhin erleben diese Jugendlichen bei Entwicklungsschritten Vernichtungsängste und schwere Schuldgefühle. Der Hintergrund ist ihnen unbewusst, doch das Spüren der aufkommenden Emotionen sorgt für Verwirrung und Angst. (vgl. ebd., 264) Generell kann gesagt werden, dass das Aufbauen einer eigenen Identität und der damit natürlich einleitende Prozess der Distanzierung zu den Eltern als Gefahr wahrgenommen und mit viel Unsicherheit seitens der Kinder begleitet wird. (vgl. Diez Grieser 2022, 59)

Wenn man als Kind damit aufwächst, dass Schmerzen nicht thematisiert, sondern ausgehalten, traumatische Ereignisse verschwiegen statt besprochen werden und Verluste nicht betrauert werden dürfen, so führt dies nicht nur bei den Personen, die ein Trauma erlebt haben, zu einer Kränkung und Schwächung des Selbstwertgefühls und der Selbstverständlichkeit, sondern auch bei deren Nachkommen. Kinder orientieren sich bei ihrem Verhalten immer an ihrem sozialen Umfeld. So erscheint es nicht verwunderlich, dass die Nachkommen von Kriegsflüchtlingen die Verhaltenszüge und Emotionsregulationsstrategien der Mütter und Väter übernehmen. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 52 – 54) Die Kernidentität solcher Kinder zeichnet sich durch das Gefühl der Ohnmacht und Hilflosigkeit aus, da sie wahrnehmen, dass ihnen unbewusst Aufgaben wie die Trauerarbeit, Aufbau des Selbstwertgefühls, Wiedergutmachung von begangenen Taten, Zurückholen von Verstorbenen, Aufholen von Erfahrungen und Verhindern von Kränkungen und Verletzungen aufgetragen wird. Der Prozess der eigenen Identifizierung ist im Zwiespalt zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart. Obwohl es im Sinne der Identitätsentwicklung das Bedürfnis des Individuums ist, zu sich selbst zu finden und eine Persönlichkeit aufzubauen, wird diese Strömung durch unbewusste, aber dennoch bestehende Introjekte früherer Generationen verhindert. Das natürliche narzisstische Gleichgewicht, welches für den Aufbau der eigenen Identität notwendig wäre, wird durch die aufgezwungenen elterlichen Wünsche und Pflichten maßgeblich gestört. (vgl. Wiegand-Grefe & Möller 2012, 615)

Die Beruhigung, endlich in Sicherheit leben zu können, ist nur augenscheinlich, wenn man bedenkt, dass sich die betroffene Person im neuen Land einer Vielfalt an Herausforderungen stellen muss. So ist eine negative Auswirkung dessen, dass Eltern große Schwierigkeiten dabei aufzeigen, ihren Kindern Anerkennung und Lob zu schenken. Diese Eigenart führt zu zwei weiterfolgenden Aspekten. Zum einen entwickeln aufgrund dessen Kinder von traumatisierten Eltern ein geringes Selbstwertgefühl und zeigen sich sehr unsicher. Zum anderen kann diese fehlende Anerkennung als Motor der Initiative und des Fleißes betrachtet werden, da die Kinder dazu motiviert werden den Stolz ihrer Eltern zu erkämpfen. Daraus folgt ein Lebensstil, der sich durch Leistungsstreben auszeichnet, um die Sehnsucht der Anerkennung der Eltern doch noch zu verdienen. Wenn man dieses Erstreben als Medaille betrachten würde, so wäre die eine Oberfläche die Leistungsbereitschaft und -fähigkeit der zweiten Generation. Die andere, düstere und negative Seite wäre jedoch der Druck, die innere Erschöpfung und die geringere Selbstachtung, um gesetzte Ziele und das intrinsische Motiv, anderen zu gefallen, zu erreichen. Dabei scheint es sogar sehr ambivalent zu sein, dass einige Betroffene innerhalb von Untersuchungen darüber berichteten, wie sie nie Lob von ihren Müttern oder Vätern erfahren haben, aber dennoch von Verwandten und Bekannten darüber informiert wurden, wie sich die Elternteile bei Dritten positiv über sie ausgesprochen haben. Nicht außer Acht gelassen werden sollte zudem die Möglichkeit der Leistungsverweigerung, die aus dem geringen Selbstwert und der zu hoch gesetzten oder erstrebten Leistungsziele ebenfalls resultieren könnte. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 63 – 67)

Personen, die dem Balkan angehören oder dort gelebt haben, teilen grob gesehen hinsichtlich ihres Ethos eine Gemeinsamkeit, denn ihre Identität wird meist durch Unabhängigkeit, Stolz, Ehre und Mut

beschrieben. (vgl. Todorova 1999, 56) Die Betroffenen vergessen das Geschehene, tabuisieren darüber zu sprechen und verstecken sich hinter einer kollektiven Identität. Ihre Gemeinsamkeit verbirgt sich darin, sich als Opfer kriegerischer Gewalt zu sehen. (vgl. Gries et al. 2016, 18)

6.3.3 Kohärenzgefühl

Das Gefühl einer Gemeinschaft anzugehören ist ein essentielles Grundbedürfnis, welches bereits Maslow in seiner Pyramide der Bedürfnisse festgehalten hat. Aufgrund von traumatischen Ereignissen hat eine Vielzahl an Frauen und Männern sowie Kindern ihr Heimatland und somit ihr Zuhause verlassen müssen. Nicht nur, dass Familie, Freunde, Bekannte und Verwandte in dem neuen Land, welches Sicherheit bieten sollte, fehlten, auch das Gefühl der Heimat blieb zurück. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 42) Daraus entwickelte sich das Gefühl des Ausgeschlossenseins, welches sich bis in die nächste Generation weiterzog. Die erste Quelle für dieses Befinden steckt in dem Erleben der neuen Umgebung, in welche man nicht hineingeboren worden ist und welche sich von dem Bekannten in vielen Aspekten unterscheidet. So bestehen kommunikative Barrieren, die auch später die Kinder der zweiten Generation erleben, da die Sprache, die zu Hause gesprochen wird, eine andere ist als diejenige, auf die sie im Kindergarten, der Schule oder in der Umgebung treffen. Ein anderer Zugang ist wiederum, dass es Wahrheiten der Eltern gibt, die den Kindern vorenthalten bleiben. Sie erleben aus diesem Blickwinkel heraus nicht nur ein Ausgeschlossensein von der Peergroup und Umgebung, sondern auch ein Nicht-teilhaben-Dürfen innerhalb der Familie, was dieses Befinden nochmals verstärkt. (vgl. ebd., 88 – 90) Die zuletzt zu nennende Quelle beschäftigt sich mit den Vater-Erfahrungen, die darauf beruhen, dass viele Männer in den Krieg einziehen mussten, was langfristige Auswirkungen auf sie selbst, aber auch auf das Verhalten und die Erziehung ihrer Kinder hat. Aufgrund des Einzugs in den Krieg sprechen viele Kriegssoldaten von dem Entzug der eigenen Jugend. In der Rolle als Vater kann ein sehr behütender Erziehungsstil beobachtet werden, der zur Verzweiflung führt, wenn die eigenen Kinder die Selbstständigkeit erreichen und sich von ihren Eltern zu trennen beginnen. Eine Folge kann Ärger seitens des Vaters sein, den die Kinder spüren und wiederum nur schwer begreifen können. Ein Rollenwechsel vom Liebling zum Ausgestoßenen findet statt, der abrupt wahrnehmbar ist und in der Psychotherapie als Sicherungstendenz der Männer vor weiterem Schmerz und Behalten der Machtposition interpretiert werden kann. Bei den Kindern ist der Abnabelungsprozess eine vollkommen gesunde, natürliche Entwicklung, die jedoch durch die spürbare Ablehnung des Erziehungsberechtigten negativ beeinflusst und dadurch die notwendige Autonomie des Nachkommen als Fehler bewertet wird. (vgl. ebd., 88 – 90)

Kinder sind gut darin geübt Unstimmigkeiten bei dem Verhalten ihrer Eltern zu ertragen und über unfair und grausam erlebte Verhaltensweisen hinwegzusehen, wenn diese vorkommen. Eine Widersprüchlichkeit, die im Hinblick auf das Kohärenzgefühl als besonders wichtig anzusehen ist, ist die Gegebenheit der zwei Heimaten. Kriegsflüchtlinge, die gezwungen waren, ihr Heimatland zu verlassen,

zeigen oftmals eine starre Bindung zu ihrem Herkunftsland, was sich negativ auf das Einlassen der neuen Umgebung auswirkt. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 54 – 56) Das Kohärenzgefühl dient zur Bewältigung von Lebensbelastungen und körperlichen Alterungsprozessen. Dieses Gefühl wird jedoch anhand des Erlebens von Traumata negativ beeinflusst, wodurch eine Psychotherapie genutzt werden sollte, um diesen Zustand auszubalancieren. (vgl. Frank 2015, 203)

6.3.4 Gemeinsamkeiten zwischen der 1. und 2. Generation

Das Autorenduo Baer und Frick-Baer beschreibt in ihrem Werk 2014 vier Symptome, welche sowohl von der ersten als auch von der zweiten Generation erlebt wird. Es handelt sich hierbei um Flashbacks, Erregungen, Vermeidungsverhalten sowie emotionale Abflachung und Ängstlichkeit. Dabei ist jedoch anzumerken, dass nicht alle vier Symptome in Kombination von jeder Person erlebt werden müssen. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 25)

Bei der Erregung handelt es sich um einen Zustand der Anspannung, welche physiologisch betrachtet dem Überleben dient und das Ziel des Schutzes anstrebt. (vgl. ebd., 29) Die Untersuchungen von Kindern der Holocaust-Überlebenden zeigten auf, dass alle vier genannten Kernsymptome bei Personen der zweiten Generation vorzufinden sind. Die Ursache dieser Übereinstimmung findet sich in der neurobiologischen Entdeckung von Spiegelneuronen wieder. Spiegelneuronen sind Nervenzellen, die die sensorischen und motorischen Gehirnfunktionen steuern und wiederum visuell gesehene Situationen in einer neuronalen Simulation reflektieren. Aufgrund dieser Eigenschaft erhalten sie ihren Namen. Sie bilden die Basis zur Fähigkeit der Identifikation, welche es beispielsweise Kindern ermöglicht, in ihre Eltern hineinzufühlen und deren Ängste, Anspannungszustände und Vermeidungsverhalten zu erkennen. (vgl. ebd., 36 – 37)

Eine Emotion, die als Gemeinsamkeit zwischen der ersten und zweiten Generation genannt werden kann, ist die Trauer. Die Trauer ist das Symptom einer traumatischen Erfahrung, die nicht nur die Angehörigen der ersten Generation betrifft, die unmittelbar das traumatische Ereignis erlebt hat, sondern es ist auch ein Gefühl, dass die „Generation In-Between“ seit Beginn an kennt. Trauer ist eine Emotion, die unter anderem bei einem Verlust aufkommt. Bei Kriegsflüchtlingen sind mehrere zu verkraften, nämlich des eigenen Heims, der Heimat, der sozialen Beziehungen, der Arbeitsstelle, der Umgebung, der Feste und Feiern und noch unzählige weitere. Traumaereignisse können nicht ohne die Emotion der Trauer einhergehen. Der Unterschied zwischen dem Gefühl und dem Trauma besteht darin, dass sich das „Traurig-Sein“ als etwas Wirkliches, Echtes anfühlt, während bei traumatischen Ereignissen eine Schockreaktion hervorgerufen wird, die sich unwirklich anfühlt. (vgl. Levine & Kline 2015, 98) Die Unfähigkeit zu trauern ist wie eine Immobilität zu verstehen. Eine affektive Erstarrung als eine Folge des Traumas kehrt ein, die aus Verdrängungs- und Verleugnungsprozessen resultiert. (vgl. Bohleber 2012, 109)

Zuletzt soll in diesem Kapitel auf die Gemeinsamkeit der Leistung zwischen der ersten und zweiten Generation Bezug genommen werden. Kriegsflüchtlinge der Balkanländer wurden gerne in Österreich und auch in anderen europäischen Ländern aufgenommen, da diese als besonders ehrgeizig und fleißig galten. Eine stereotype Zuschreibung, die sich durch die Gastarbeiterbewegung entwickelte, bei welcher viele ex-jugoslawische Arbeiter in die westlichen Länder kamen, um einer beruflichen Ausübung nachzugehen und Geld zu verdienen. Der Fleiß und die Intensität des Arbeitens sind charakterliche Eigenschaften, die bei den meisten Angehörigen der Kriegsgeneration wiederzufinden sind und möglicherweise die Folge des Alleinseins darstellen. Alleinsein ist im Sinne des Aushaltens des Schmerzes ohne Trost und die entsprechende und notwendige Begleitung und Unterstützung zu erfahren zu verstehen, die im Erleben eines solchen Traumas notwendig gewesen wäre. Statt zu reden und den Schmerz zu verarbeiten, widmet man sich der Arbeit, da dies eine Schmerzbewältigungsstrategie darstellt, die keine zweite Person verlangt. Außerdem bietet es die Möglichkeit der Verdrängung und es scheint, als ob man das Geschehene vergessen könnte. Das Leitbild der ersten Generation, man strenge sich an, um den eigenen Nachkommen ein besseres Leben zu ermöglichen, ist zum einen etwas Erfreuliches, welchem Dank entgegengebracht werden könnte. Zum anderen ist es indessen eine Aufforderung Leistung zu erbringen, ein Vorwurf und ein enormer Druckfaktor. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 44 – 46)

7 *Parentifizierung*

Zur Entstehung der Parentifizierung gibt es unterschiedlichste Gründe. Im Sinne dieser Magisterarbeit ist als Auslöser des Parentifizierungsprozesses die Traumatisierung der Eltern zu nennen. Man unterscheidet bei diesem Phänomen zwischen einer produktiv konstruktiven und einer destruktiven Parentifizierung. Der Unterschied zwischen den zwei genannten Arten liegt in den Folgen und Auswirkungen des Prozesses auf die Kinder. Studien belegen, dass sich Parentifizierungsprozesse auf die Entwicklung des Kindes auswirken. Die förderliche Variante zeichnet sich dadurch aus, dass auf den Entwicklungsstand des Kindes Rücksicht genommen wird und dieses dennoch Aufgaben zugemutet bekommt, in welchen es lernt Verantwortung zu übernehmen. Die sozialen Kompetenzen der Empathie und Fürsorge werden bei solchen Aktivitäten gefördert. (vgl. Polz 2018, 50)

Die emotionale Parentifizierung, auch als destruktive Form genannt, wird als Risikofaktor für die Entstehung von psychischen und somatoformen Störungen angesehen. Das Kind wird als Instrument der Eltern benutzt, das eigene Bedürfnisse nach Nähe, Fürsorge und Aufmerksamkeit hintanstellt, um die der Bezugspersonen zu befriedigen. (vgl. Schier et al 2011, 365) Die Wahrscheinlichkeit der Entwicklung einer destruktiven emotionalen Parentifizierung innerhalb der Eltern-Kind-Beziehung bei psychisch erkrankten Müttern und Vätern ist besonders hoch. Bei dieser Form kommt es zur Rollenumkehr zwischen den beteiligten Parteien. Die umgekehrte Rollenumkehr der emotionalen Parentifizierung geschieht jedoch unreflektiert und ohne die bewusste Intention der Eltern. (vgl. Loch 2014, 279) Die Kinder übernehmen beispielsweise Aufgaben wie das Übersetzen von Briefen, Interaktionen in Ämtern, Vereinbaren von Terminen, Versorgung der jüngeren Geschwister etc. Dabei werden die Grenzen des Entwicklungsstands und Potentials missachtet und eine Überforderung seitens des Kindes tritt in den meisten Situationen ein. Vor allem auch deshalb, da die Erziehungsberechtigten ihre eigene Hilflosigkeit durch negative Gefühle zu verbergen versuchen und dies vom Kind wahrgenommen wird. Es wird der Druck erzeugt, die geforderte Aufgabe fehlerfrei zu lösen. (vgl. ebd., 365) Diese Überschätzung der Kompetenzen führt zu enormen emotionalen Beeinträchtigungen des Kindes, wodurch die Entwicklung gestört wird. Bei traumatisierten Eltern besteht das Bedürfnis des Schutzes und der Sicherheit der Mutter bzw. des Vaters, welches bei den Kindern gesucht und gefunden wird. Dadurch sinkt das Gefühl der Omnipotenz und des Selbstwertgefühls bei den Erziehungsberechtigten, während an die Kinder zusätzliche Aufgaben delegiert werden. Bei den Töchtern und Söhnen sorgt diese Rollenumkehr für das Aufkommen von Gefühlen wie Schuld und Aggression. Die Wut lässt sich dadurch erklären, dass die eigenen kindlichen Bedürfnisse vernachlässigt werden, Überforderung entsteht und das Kind darf sein eigenes Interesse, Kind zu sein, nicht ausleben. Der Nachkomme spürt die Hilflosigkeit der Eltern und bürdet sich die elterlichen Aufgaben auf, übernimmt Verantwortung und leitet dadurch den charakteristischen Prozess der Rollenumkehr des Parentifizierungsprozesses ein. (vgl. Polz 2018, 49)

Dem steht der natürliche Parentifizierungsprozess gegenüber, der stattfindet, wenn die Eltern älter werden und die Kinder aufgrund des Alterungsprozesses Verantwortung übernehmen, um diese zu versorgen. (vgl. Polz 2018, 55) Aus Familien mit mehreren Kindern ist bekannt, dass die älteren Geschwister sich um die jüngeren zeitweise kümmern und Verantwortung übernehmen. Jedoch ist bei der Delegierung solcher Aufgaben der Entwicklungsstand des Kindes zu berücksichtigen, um dieses nicht zu überfordern. Je unmöglich es für das Kind erscheint eine Aufgabe zu übernehmen, umso schädlicher wirkt sich diese auf sein Selbstbewusstsein und seine Entwicklung aus. In diesem Fall spricht man von einer destruktiven Parentifizierung. Eine Missachtung des kindlichen Potentials und der bestehenden Grenzen seitens des Kindes führt zu emotionalen Beeinträchtigungen. (vgl. ebd., 50 – 51) In seiner schwersten Ausprägung sind massive Entwicklungsstörungen und schwerwiegende psychopathologische Erkrankungen als Folgen zu erkennen. Rauwald & Quindeau (2013b) nennen die Parentifizierung als „eigene Form der kindlichen Traumatisierung“. (Rauwald & Quindeau 2013b, 75)

„Die Kinder lernen, sich exakt in die inneren Zustände der Eltern einzufühlen, entwickeln dementgegen aber sehr wenig Wahrnehmung der eigenen Gefühle. Mangel an Selbstregulierungsstrategien und chronische innere Spannung können möglicherweise psychische Störungen als Folge haben.“ (Schier et al. 2011, 365)

Das Wohlergehen der Mütter und Väter stellt für die Nachkommen das oberste Ziel dar. Da die Belange der Eltern an erster Stelle stehen, werden zwangsläufig notwendige soziale Aktivitäten wie die gemeinsame Zeit mit der Peer-Group als zweitrangig erachtet. Das Kind vernachlässigt somit eigene Interessen und für die eigene Entwicklung wichtige Erfahrungen, um sich den Erziehungsberechtigten ausreichend widmen zu können. Wie im Zitat angegeben, wird dadurch die Wahrnehmung persönlicher Bedürfnisse verdrängt und es entstehen Spannungszustände, die im schlimmsten Fall zu bleibenden Schäden führen können. (vgl. Polz 2018, 51)

Parentifizierung wird häufig in der Psychotherapie übersehen. Bereits im Kindergarten erhalten die ruhigen, stillen Kinder weniger Aufmerksamkeit als die lauteren Schützlinge. Dabei sind die Erstgenannten meist die „family heroes“, die das Familiensystem aufrechterhalten und besonders darauf angewiesen wären, Unterstützung seitens der Fachkräfte zu erhalten. Da Parentifizierungsprozesse bleibende Schäden in dem Selbstwertgefühl der Betroffenen hinterlassen, ist es in der psychotherapeutischen Behandlung besonders wichtig darauf zu achten. Das Bewusstsein der Existenz und die Einsicht, dass man als Kind nicht für die elterlichen Aufgaben zuständig ist, setzen bereits den Prozess der Verarbeitung der Erfahrungen in Gang und führen im besten Falle zur Rekonstruierung der bestehenden Vernachlässigung eigener Bedürfnisse. (vgl. Schier et al. 2011, 369)

7.1 *Eltern*

Die Migration in ein anderes Land bringt mehrere Schwierigkeiten mit sich. Eine Folge, die sowohl positiv als auch negativ betrachtet werden kann, ist das Zusammenwachsen der Kernfamilie. Die Ursache

dafür lässt sich auf den Verlust vieler Verwandter, Bekannter, Freundinnen und Freunde zurückführen, wodurch die Angst vor weiteren Trennungen die Bindung an den noch bestehenden Personen verstärken lässt. Aufgrund der Verkleinerung des Familienkreises und der Auseinandersetzung mit einem neuen, unbekannten sozialen Umfeld ist man umso mehr aufeinander angewiesen. Die Kernfamilie wird als gemeinsames Ganzes angesehen, wodurch die Grenzen zwischen der eigenen Individuation des Menschen beeinträchtigt werden. Zudem setzt bei den Betroffenen das Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit ein, welchem man unbewusst versucht entgegenzuwirken, indem man sich an nahestehende Personen umso stärker bindet. (vgl. Vrgoc-Mirkovic 2009, 874)

Der Auslöser für das Einleiten von Parentifizierung innerhalb der eigenen Eltern-Kind-Beziehung kann die elterlich erlebte Traumatisierung darstellen. Aufgrund der Traumaereignisse können traumatisierte Mütter und Väter nicht ihren elterlichen Pflichten nachkommen und suchen den Schutz bei ihren Kindern. (vgl. Polz 2018, 49) Psychische Traumatisierung kann ohne eine adäquate und rechtzeitig beginnende Behandlung bei den Betroffenen zur Entwicklung von Verhaltensauffälligkeiten und psychischen Störungen führen. Zu der letztgenannten Kategorie zählen unter anderem die Entstehung von klassischen Traumafolgestörungen, Persönlichkeitsstörungen wie die antisoziale Persönlichkeitsstörung, somatoforme und dissoziative beziehungsweise Konversionsstörungen, depressive Krankheitsbilder und Essstörungen sowie Abhängigkeitserkrankungen. Bei Kriegsflüchtlingen wird die Persönlichkeitsstruktur des Betroffenen, das sogenannte Selbst, erschüttert, wodurch eine langfristige Desorganisation des psychischen Apparats des Individuums hervorgerufen wird. (vgl. Hintermeier 2021, 9 – 11) Bei dem psychischen Apparat kann man metaphorisch auch von einer Schutzhülle des Individuums sprechen, die aufgrund der traumatischen Erfahrung brutal zerstört wird, und aufgrund dessen negative Reize in den psychischen Schutzraum hindurchgelassen werden. Diese Überschreitung der Ich-Grenzen führt zu einer Intrusion, bei welcher die Aggression der Täterin bzw. des Täters als Fremdkörper dem eigenen Schutzraum einverleibt wird. (vgl. Rauwald 2013a, 26)

Beobachtungen an traumatisierten Personen zeigen jedoch deutliche Unterschiede zwischen ihren individuellen Bewältigungsmöglichkeiten und den zu sehenden Auswirkungen des Traumas. Um dies verstehen zu können, ist der Einfluss prätraumatischer Faktoren zu beleuchten. Gegebene Risiko- und Schutzfaktoren sind bei den Herausforderungen der Bewältigung eines Traumas heranzuziehen, um ein Verständnis für die Reaktion des Betroffenen zu ermöglichen. Die individuelle, zu dem Zeitpunkt aktuelle Lebenssituation sowie die allgemeine Lebensbelastung geben Auskunft darüber, ob eine traumatische Erfahrung pathologische Nachwirkungen hinterlässt. Das soziale Umfeld als schützende und proaktive Quelle sowie die Persönlichkeitseigenschaften der Intelligenz und Bildung können die Bewältigung schrecklicher Ereignisse förderlich begleiten. (vgl. ebd., 23)

Das Schweigen ist die schlimmste Form der Nicht-Kommunikation, denn wenn das Trauma nicht innerhalb der Familie thematisiert wird, so nimmt das Kind bei sich Formen der Schuld, Wut und Angst war, die jedoch scheinbar ohne Auslöser auftreten. Aus dieser Unwissenheit der Ätiologie negativer

Emotionen heraus entwickeln sich Loyalitätsbindungen des Kindes an die Bezugspersonen, die die individuelle Individuation wiederum verhindern und eine psychische Belastung fördern. (vgl. Dunkel 2021, 218) Traumatisierungen führen nach Reyes (2007) zudem dazu, dass zwischen den Generationen Tele-Prozesse sowie die Familien-Soziometrie insgesamt beeinträchtigt werden. Dadurch verlieren die Subsysteme die Generationenfolge ihrer klaren Begrenzungen und es kommt zu überzogenen Zugehörigkeitsgefühlen sowie zum Autonomieverlust des Individuums. (vgl. ebd., 218)

Bei der Weitergabe an Traumatisierungen folgt die Entstehung eines grenzenlosen Verpflichtungsgefühls seitens der Kinder gegenüber ihren Erziehungsberechtigten, wodurch eine unverhältnismäßige Fürsorge der Kinder gegenüber den Eltern erzeugt wird. Die Parentifizierung ist eine Gruppe der Generationsgrenzstörungen, die eine Rollenumkehr zwischen den Eltern und den Kindern beschreibt. Diese Form ist sehr häufig bei Kindern mit psychisch kranken Eltern zu beobachten und durch folgende mögliche Gegebenheiten zu identifizieren: Kinder nehmen die Rolle der Friedensstifterin oder des Friedensstifters ein, übernehmen die Verantwortung für den Haushalt, Tagesstrukturierung, Erziehung der jüngeren Geschwister, bieten den Eltern Unterstützung und Trost an und verwirklichen die elterlichen Träume und Wünsche. Die Erfüllung dieser aufgezwungenen Aufgaben und die fehlende Realisierung eigener führt beim Kind zu Loyalitätskonflikten. Daraufhin folgt das Erleben, nicht gut genug zu sein und den Erwartungen der Eltern nicht entsprechen zu können. Parentifizierungsprozesse werden von starken negativen Gefühlen wie Angst, Verlust, Schuld und Trauer begleitet. Das Problem besteht darin, dass das Kind nicht über das Wissen verfügt, dass die in ihm aufkommenden Gefühle nach Selbstbestimmung normal sind. Da es die Erfahrung gemacht hat, dass das Nachgehen eigener Bedürfnisse zur Entstehung negativer Emotionen bei den Erziehungsberechtigten führt, entstehen Schuldgefühle und Ängste. (vgl. Lenz 2017, 8 – 9) Unter dem Begriff der Konkretisierung wird die Übertragung der belastenden Stimmung auf die Kinder bezeichnet. Die Töchter und Söhne können dieses Gefühl durch benennbare Symptome für sich greifbar machen. Unter dem Konzept der Transposition nach Judith S. Kestenberg übernehmen Kinder unbewusst bestimmte Rollen und Emotionen aufgrund der beobachteten und spürbaren Erlebniswelt der traumatisierten Eltern. (vgl. Teuschel 2016, 109)

Aufgrund der Traumatisierung sind Mütter und Väter zum Teil nicht dazu fähig, die Aufgaben des Eltern-Daseins in ausreichender Fülle zu meistern, wodurch die Kinder mit den elterlichen Erfahrungen konfrontiert werden. (vgl. Rauwald & Quindeau 2013b, 66) Dabei werden die Kinder als Symbol der Hoffnung und eines neuen, sorgloseren Lebens betrachtet. Von traumatisierten Migrantinnen und Migranten erfüllen die eigenen Töchter und Söhne das Ideal einer unbelasteten freien Zukunft, wodurch mit ihnen die Hoffnung der Eltern auflebt, aber auch eine Projektionsfläche für die elterlichen Wünsche und Erwartungen ermöglicht wird. Die Kinder werden sozusagen von den Eltern, wenn auch unbewusst, narzisstisch ausgenutzt, da diese ihre Träume auszuleben haben, die Hoffnung repräsentieren und den Eltern Halt geben. So steht keineswegs die Weitergabe des eigenen Schmerzes im Sinn dieser traumatisierten Eltern. (vgl. Rauwald 2013b, 100)

Die Aufbürdung der eigenen Elternfunktion den Kindern gegenüber sowie die Ignoranz der kindlichen Grundbedürfnisse ist diesen nicht bewusst. (vgl. Loch 2014, 286) Ganz im Gegenteil handelt es sich bei traumatisierten Eltern oftmals um Erziehungsberechtigte, die stark am Wohl ihrer Kinder interessiert sind und tatsächlich deren Gesundheit und sorgenlose Zukunft in den Fokus setzen. Die Folgen der Parentifizierung sind beim Kind Entwicklungsverzögerungen, die wichtige Bereiche wie die Sprache, das Sozial- und Spielverhalten, die kognitiv-emotionale Komponente und Motorik umfassen. Die Bestrebungen des Kindes nach Unabhängigkeit werden seitens der Erziehungsberechtigten als bedrohlich wahrgenommen, da Verlustängste als Folgereaktion auf die Versuche eingeleitet werden. Bei solchen Mädchen und Buben fällt in elementaren Institutionen auf, dass sie vor allem den Kontakt zu Erwachsenen statt zu Gleichaltrigen suchen. (vgl. ebd., 282 – 284)

7.2 Einfluss der Bindungsperson auf die frühe Entwicklung

Die Kinder traumatisierter Eltern werden bereits früh mit den zumeist nicht aufgearbeiteten Traumareignissen über die transgenerationale Beziehung beansprucht. (vgl. Loch 2014, 281) Es liegt in unserer menschlichen Natur, das Verlangen, die eigenen Kompetenzen an eine folgende Generation im Sinne der Generativität weiterzugeben. Dies hat bereits Erik Erikson in seinem 1989 entwickelten Stufenmodell der Entwicklung anhand der achten Ebene versucht zu verdeutlichen. Genauer betrachtet beschreibt dieses Modell die Identitätsentwicklung in unterschiedlichen Stadien, die das Ziel eines selbstbewussten, starken Ichs verfolgen. (vgl. More 2013, 41) In diesem Zusammenhang führte Erik H. Erikson den Begriff der Identität ein, durch welche dem Individuum die Möglichkeit der Abgrenzung zur Außenwelt geboten wird, da sich das erwähnte Ichgefühl auf die Innenwelt der Person bezieht. Somit wäre die Identität die Kompetenz zur Identifikation mit unbewussten Selbst- und Objektrepräsentanzen sowie die Lösung von realen Beziehungsobjekten. (vgl. ebd., 42) Jedoch werden nicht nur gewollte Fähigkeiten und lebensstiltypische Elemente vererbt, sondern es werden auch ungewollte Inhalte unbewusst an die eigenen Kinder weitergegeben. Diese Motive können einen einschränkenden und entwicklungshemmenden Einfluss auf die Nachfahren ausüben. (vgl. Rauwald 2013a, 13) Die Bezugspersonen üben in einer Reihe an Gebieten Einfluss auf die kindliche Entwicklung aus. Das Kind steht von Geburt an im kontinuierlichen Kontakt und Austausch mit seiner Umwelt. Die Anforderungen und Erwartungen, das Streben nach eigenem autonomem Wachstum und das Phänomen der Intersubjektivität sind Meilensteine in der Entwicklung eines Kindes mit traumatisierenden Eltern. (vgl. Unfried 2013, 32 – 33)

Aus der Fülle an Aufgaben und Erwartungen, die seitens der Erziehungsberechtigten an ihre Nachkommen gebunden werden, kann die Dissoziation als mögliche Folge eines Traumas resultieren. Das Dissoziieren beschreibt das Auslöschen von Erinnerungen zum Schutz der psychischen Gesundheit des Individuums. Man spricht bei Traumatisierungen auch von dem „Als-ob-Zustand“, der die Entkopplung zwischen Gedanken und Gefühlen beschreibt, wodurch dem Individuum eine Distanz zur Realität

ermöglicht wird. (vgl. Diez Grieser 2022, 46) In diesem Kapitel ist dieses Phänomen, welches seinen Grund in dem Überleben sichert, deshalb zu nennen, da dies bei den Eltern gegeben sein kann. Eine Dissoziation ist nicht das Vergessen von Einzelheiten von Ereignissen, sondern auch die damit verbundenen Erlebensqualitäten werden ausgelöscht, welche durch eine Leere automatisch unbewusst gefüllt werden. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 20 – 21) Die Dissoziation ist somit eine adaptive Funktion des Körpers, die den Schutz des Individuums aufrechterhalten soll. (vgl. Bohleber 2012, 157) Sie kann jedoch auch als kreative Anpassungsleistung in einer feindlichen Umwelt angesehen werden, die dem Überleben dient. Die Dissoziation wird vom Menschen als angepasste Kreation seiner Abwehrmechanismen hervorgerufen, wenn es dem Individuum nicht gelingt Erlebnisse in Erinnerungen zu integrieren. (vgl. Nijenhuis 2016, 584) Die Form der strukturellen Dissoziation beruht auf einer Abspaltung zwischen der normalen, gesunden Persönlichkeit und dem traumatisierten emotionalen Persönlichkeitsabschnitt. Eine sekundäre strukturelle Dissoziation wiederum meint eine mehrfache Spaltung der Persönlichkeit in mehrere traumaassoziierte Selbstanteile, und eine tertiäre Form spricht von der Zerstückelung in verschiedenen Rollen und Teilstückelungen. Die Dissoziation kann bei den Betroffenen durch Traumen entstehen, da das Leid als zu schmerzlich empfunden wird. Diese Möglichkeit des Umgangs mit schwierigen Erlebnissen wird den Töchtern und Söhnen vorgelebt. In diesem Zusammenhang würde man von indirekter Übertragung sprechen, da die Nachkommen Traumatisierter unter den Folgeerscheinungen leiden, aber diese nicht direkt an ihnen verübt worden sind. (vgl. Hintermeier 2021, 15) Die direkte Weitergabe von traumatischen Ereignissen wiederum erfolgt, wenn bei einem Kind dieselben spezifischen Symptome des Syndroms zu beobachten sind. Dies erfolgt beispielsweise, wenn Eltern sexuellen Missbrauch erleiden mussten und dies jedoch dem Kind ebenfalls antun. Eine indirekte Wiedergabe würde sich in der Pädagogik als laissez-fairen Erziehungsstil beschreiben, bei welchem die Eltern ihren elterlichen Aufgaben unzureichend nachkommen und das Kind somit nicht vor einwirkenden Außenreizen schützen. Während Betroffene von Traumata die direkte Weitergabe der primären Traumatisierung erfahren, handelt es sich bei der zweiten Generation um eine sekundäre, oder sogar tertiäre Traumatisierung. (vgl. Opetnik 2021, 45 – 46)

„Child Survivors“ bezeichnet die Personengruppe traumatisierter Menschen, die Kriegserfahrungen als Kind erlebt hat. Wie auch alle anderen Betroffenen nimmt der Krieg als Trauma sichtbare und unbewusste Auswirkungen auf das Leben und die Gesundheit der Person ein. Bei Kindern ist zusätzlich die Bildung des Urmisstrauens zu nennen, welche bei älteren Kriegsflüchtlingen ausbleibt. Das Urmisstrauen meint, dass kein Vertrauen des Kindes in seine Bezugspersonen und seine Umwelt vorhanden ist. (vgl. Lohaus & Vierhaus 2019, 16) Es resultiert aus der fehlenden Sicherheit und Geborgenheit in der ersten Zeitspanne des Kindes. Aufgrund des Ausbleibens dieser gesundheitlich enorm wichtigen Bedürfnisse sind Angst und Unsicherheit ein ständiger Begleiter des Menschen auch in späteren Lebensabschnitten, welche wiederum sich in der Beziehung zum Kind und der Erziehung widerspiegeln und ungewollte Ausmaße annehmen können. (vgl. Opetnik 2021, 59 – 61)

„Kriege versprühen ihr Gift weit über den Lebenszyklus direkt Betroffener in die Seele sehr viel später Geborener. Und manchmal erzeugen sie sogar generationsbergreifende Traumatisierungen.“ (Heinl 1994, zitiert nach Ustorf 2009, 24)

Was nicht außer Acht gelassen werden darf und einen hohen Stellenwert in der Erziehung darstellen könnte, ist die Aggressivität, die sich bei traumatisierten Personen der ersten Generation zeigen kann. In diesem Erleben entwickelt sich eine Abwertung und ein Scham- und Schuldgefühl der Kinder. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 76) Anhand von Experimenten mit Ratten konnte beobachtet werden, dass Gewalt transgenerational an die nächste Generation weitergegeben wird. (vgl. Teuschel 2016, 129) Innerhalb des Experiments wurden Rattenmütter aggressiven männlichen Partnern ausgesetzt, um herauszufinden, ob sich die gewalttätigen Erlebnisse an den Müttern auf die Rattenjungen auswirken. Das Experiment konnte aufzeigen, dass dem so ist, worauf auf die sekundäre Traumatisierung geschlossen werden kann. (vgl. ebd., 72)

Im besten Fall besteht zwischen den Eltern, den Bezugspersonen und dem Kind eine feste, dauerhafte Bindung, die für den Säugling überlebenswichtig ist. (vgl. König 2020, 14) Unter dem Bindungsverhalten wird jede Verhaltensweise gezählt, die zur Aufrechterhaltung der Beziehung zur Bezugsperson ausgeführt wird. (vgl. ebd., 19) Um die Beziehung zu der Bezugsperson unter keinen Umständen zu gefährden, verheimlicht das Kind seine eigenen Bedürfnisse, da sie als gefährlich eingestuft werden. Der dabei entstehende Schmerz und die aufkommende Angst verstehen sich als lebenslange Konfliktquellen für die Entstehung weiterer traumatischer Zustände im zukünftigen Leben der Kinder. (vgl. Bachhofen 2007, 259) Die Kinder von traumatisierten Müttern und Vätern sind Anpassungtalente, die früh gelernt haben ihr Verhalten nach den Erwartungen und Wünschen der Eltern zu justieren. Die Schwierigkeit dieser erlernten Korrektur, um anderen zu gefallen, ergibt sich im späteren Erwachsenenalter, wenn Hilflosigkeit und Schuldgefühle in scheinbar belanglosen Konfliktsituationen auftreten und zur Erdrückung der eigenen Bedürfnisse führen. (vgl. ebd., 262)

7.3 Auflösung der Generationsgrenzen – Introktion und Identifizierung

Bereits im Kapitel Traumaforschung ist der Begriff der projektiven Identifikation aufgetaucht, welcher aufgrund des Spürens der Empathie in Gegenübertragungssituationen nicht integrierbare Anteile des Selbst an die Oberfläche des Wahrnehmbaren und Bewusstseins holt. Empathie stellt hierbei die Kompetenz dar, mit den Gefühlen anderer mitagieren und mitschwingen zu können. (vgl. Clauer 2003, 98) Anhand dieses Prozesses kann die Klientin bzw. der Klient innerhalb des Therapieprozesses schmerzhafte Gefühle und unbewusste Introjekte der Therapeutin oder dem Therapeuten übergeben. Weiterführend werden in den Therapiesitzungen an Möglichkeiten der Verarbeitung und Integration solcher übergebener Gefühlsanteile gearbeitet. (vgl. ebd., 93) Die projektive Identifikation in diesem Zusammenhang beschäftigt sich mit dem *unfinished business* der Eltern. *Unfinished business* deutet auf die nicht abgeschlossene Trauerarbeit der Eltern hin. Über den Prozess der projektiven Identifikation ist

es das Ziel der zweiten Generation, die durch das Trauma aufgekommenen und verdrängten Gefühle der Eltern zu verarbeiten. (vgl. Opetnik 2021, 71 – 72) Im Zusammenhang mit, wie Kogan es 1990 definierte, transgenerationaler Transmission hat vor allem die Übernahme elterlicher Introjekte und die Übertragung von Schuldgefühlen einen großen Beitrag. Die Bearbeitung der Schuldgefühle spielt in der Psychotherapie eine wichtige Rolle, in welcher versucht wird, zwischen den Formen von Schuld zu differenzieren und an dem Schaffen von Grenzen zu arbeiten. (vgl. Diez Grieser 2022, 101)

Bei Traumatisierungen besteht die Möglichkeit, dass diese übertragenen Gefühlsanteile in Form von körperlichen Symptomen wie Erstarrung, Dissoziation oder Kontraktion zum Ausdruck kommen. Die Einbeziehung des Körpers spielt bei traumabezogenen Therapieformen eine wertvolle Rolle, da daran viele Übertragungs- und Gegenübertragungsprozesse wahrnehmbar werden. (vgl. Clauer 2003, 94) Die Gefühlserbschaft stellt laut Freud die Verbindung zwischen den Generationen her. (vgl. Freud 2007, 80) Sie zeichnet sich durch klare und verschlüsselte Botschaften aus, wobei die Weitergabe unbewusst abläuft und erst durch das Erleben von ererbten Gefühlen die Möglichkeit zur Erkenntnis des Fremden in einem Selbst möglich wird. Die ererbten Anteile werden als ichdystone und fremde Aspekte erlebt. (vgl. More 2013, 43 – 44) Das Kind übernimmt die Aufgabe, das Hilflosigkeits- und Erniedrigungsgefühl der traumatisierten Eltern zu bewältigen. Aufgrund des Traumas werden natürlich geformte Grenzen zwischen den Generationen zerstört, wodurch elterliche Gefühle leichter an die zweite Generation übertragen werden können. Ein Grund hierfür stellt das extreme Ausmaß der Gefühle dar, das nicht zurückgehalten werden kann. Angst, Trauer und Schmerz werden als zu überwältigend empfunden. Ein anderer Aspekt ist jedoch auch, dass besonders Kinder von traumatisierten Eltern besonders feinfühlig sind und sich aufgrund dessen eher in die elterlichen Gefühle hineinversetzen können. Die Nachkommen der zweiten Generation spüren die Bedürftigkeit der Eltern und setzen durch das Bedürfnis das Helfersyndrom in Gang. (vgl. Opetnik 2021, 71 – 72)

In diesem Zusammenhang spricht man auch von der Aufgabe der Kinder der zweiten Generation als Container der negativen, schwer integrierbaren Gefühle ihrer Eltern. Die unerträglichen Erinnerungen des Traumas werden zum eigenen Schutz in der kindlichen Psyche deponiert. Die Kinder wiederum übernehmen diese Aufgabe, um ihre eigenen als zerbrechlich erlebten Elternteile zu schonen. (vgl. Rauwald & Quindeau 2013, 69) Die primitive Identifizierung meint das Phänomen der Identifikation mit dem versehrten Elternteil. Um die eigenen Eltern vor negativen emotionalen Zuständen zu retten, kommt es zur mehrfachen Traumatisierung der Töchter und Söhne, da die sonst bei gesunden Eltern-Kind-Beziehungen gegebene Selbst-Objekt-Trennung nicht gegeben ist. Aufgrund dessen werden die Nachkommen Teil der bedrohlichen Welt, und den Eltern wird es unmöglich, die eigenen Töchter und Söhne vor den Ängsten zu bewahren. (vgl. ebd., 68 – 69) Erst das Erkennen dieses Zustands ermöglicht meist in therapeutischen Behandlungen die Wiederherstellung von Generationsgrenzen und das Einleiten eines neuen Identitätsfindungsprozesses seitens der Kinder. Bei dieser Bearbeitung kommt es zur historischen Rekonstruktion der damaligen Geschehnisse und der Anerkennung dieses Lebensabschnitts als Teil der eigenen Biografie. Anhand der Erweiterung des Verständnisses werden neue

Identifizierungsprozesse eingeleitet, die sich positiv auf die Entwicklung des Kindes auswirken, da es diesem nun gewährt wird eine eigene Persönlichkeit aufzubauen und die negativ besetzten Traumfragmente der Eltern loszulassen. (vgl. ebd., 71)

Die Rollenumkehr zwischen den Eltern und den Kindern hat vor allem den Nachteil, dass den Töchtern und Söhnen so die Möglichkeit, die eigene Kindheit und Kindlichkeit zu erleben, genommen wird. Etwa, dass nun als Privileg wirkt, sollte eine Verständlichkeit aufweisen, welche jedoch bei Familien mit traumatisierten Eltern nicht gegeben ist. Um mit dem Schmerz der Eltern umgehen zu können, werden eigene Konflikte und negative Gefühle verdrängt, da die Unterstützung der Eltern im Vordergrund steht. Ihr Leid wird in den Fokus gedrängt, wodurch Ambivalenzgefühle entwickelt werden. Zum einen besteht die Sorge um die Eltern und der Druck, Auseinandersetzungen und Konflikte zu unterbinden, um nicht noch größeren Schaden anzurichten. Zum anderen besteht das Gefühl der Zerrissenheit, da die Eltern unnahbar wirken. Die Unzulänglichkeit kann zu Bindungsschwierigkeiten führen. Kinder der zweiten Generation fällt es umso schwieriger sich von ihren Eltern zu lösen, da sie diese als bedürftig und in bestimmten Bereichen als ohnmächtig erleben. Die Erziehung der eigenen Geschwister, der Weg zu verschiedenen Ämtern und die Übernahme von Haushaltsaufgaben wird seitens der Angehörigen der „Generation In-between“ als selbstverständlich aufgefasst. (vgl. Opetnik 2021, 117 – 119)

Die Kinder, deren Eltern traumatisiert sind, besitzen häufig eine extrem hohe Identifikationsfähigkeit. Die Kompetenz, sich in andere Person hineinversetzen und in diese hineinspüren zu können, ist etwas sehr Wichtiges für das soziale Zusammenleben innerhalb der Gesellschaft. Angehörige der zweiten Generation sind bereits seit ihrer Kindheit sehr geübt darin, den Schmerz anderer wahrzunehmen und gekonnt auf diesen reagieren zu können. Sie haben feinfühlige Antennen, wie die eines Insektes, die Ungesagtes hören, Verdrängtes spüren und Veränderungen der Atmosphäre wahrnehmen können. Die Identifikationsprozesse an sich sind Bestandteile der gesunden und normalen Entwicklung eines jeden Individuums. Jedoch ist eine Voraussetzung dessen, dass man sich von den Identifikationsobjekten wieder trennen kann. Während der Identitätsentwicklung hat jede Person unterschiedlichste Vorbilder, die man nachahmt, sich hineinversetzt und zum Schluss Anteile ihrer Persönlichkeit in die eigene integriert. Bei Angehörigen der Folgegeneration ist die Loslösung von dem Identifikationsobjekt eingeschränkt und die Identität wird nur teilweise entwickelt. Es bestehen große Leerstellen der Persönlichkeit, da das Leid der Eltern maßgeblich prägt und die Entwicklung eigener Anteile erschwert. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 92 – 94)

Innerhalb der therapeutischen Arbeit mit Patientinnen und Patienten der zweiten Generation ist die Technik der Analyse innerer Anteile besonders effizient. Anhand dieser Methode werden Bestandteile identifiziert, die nicht zur eigenen Persönlichkeit gehören, wodurch die Annahme der Traumawertgabe und Übernahme elterlicher Fragmente bewiesen wird. Jedoch handelt es sich dabei nicht um reale mütterliche und väterliche Bruchstücke, sondern um kindlich geprägtes Erleben der wichtigsten

Bezugspersonen. In der Psychoanalyse spricht man bei diesen Teilen von Introjektion. (vgl. Drexler 2020, 40)

Die Identifizierung zwischen den traumatisierten Eltern und ihren Kindern lässt sich nicht auf die Charaktereigenschaften oder Gene begrenzen. Sie beginnt bereits vor Beginn des Lebens durch eine Weitergabe der Teilhabe an der Traumaerfahrung der Eltern, die Kestenberg 1989 als „Transposition“ definiert. Kinder der „Second Generation“ identifizieren sich mit der Lebensbiografie der Eltern, wodurch sie jedoch einen Teil in sich entdecken, der ihnen verständlicherweise fremd ist. Die Identifikation mit diesem, der dazu dient, den Eltern zu helfen, leitet beim Individuum ein Gefühl der Entfremdung des Selbst ein, welches auch durch Assimilationsprozesse nicht integriert werden kann. Diesen Zustand bezeichnen Abraham & Torok 1976 als „endokryptische Identifizierung“. Es besteht eine unbewusste Identifizierung mit dem elterlichen Objekt, welches unbewusst und totgeschwiegen ist. Das Kind kann das dynamische Unbewusste erleben, aber nicht als Fremdkörper seines Selbst wahrnehmen, wodurch es zur partiellen Identitätsverwirrung oder dem Gefühl einer fragmentierten Identität führt. (vgl. Bohleber 2012, 108) Nicht außer Acht zu lassen ist einer der Abwehrmechanismen des Körpers nach dem Erleben eines traumatischen Ereignisses, die Flucht in eine dissoziative Identitätsstörung, die früher auch multiple Persönlichkeitsstörung, abgekürzt MIP, genannt wurde. Die Bezeichnung resultiert aus ihrem Dasein, nämlich der Spaltung der Identität des Traumatisierten in verschiedene Ichs, die jeweils eine Form des Denkens, Fühlens und Verhaltens auszeichnet. Dies kann besonders von den Kindern als seltsam und verwirrend sowie einschüchternd erlebt werden. Die Mütter und Väter verhalten sich unberechenbar und impulsiv, wodurch ihr Verhalten nicht einschätzbar ist und beim Kind daraufhin Angst erzeugen kann. (vgl. Huber 2013, 240)

7.4 Symbolbildungs- und Mentalisierungsprozess

Mentalisierung meint das Phänomen sich als eigenständiges Individuum mit eigenen mentalen Zuständen wahrnehmen zu können. Kleinkinder erleben, dass sie, aber auch andere Personen kognitive Prozesse haben. (vgl. Kalisch 2012, 337) Der Mensch unterscheidet sich von anderen Säugetieren anhand seiner Kompetenz, Empathie zu verspüren und die Empfindungen anderer wahrzunehmen und zu verarbeiten. (vgl. Uhl 2013, 12) Die Mentalisierung ist eine evolutionäre Anpassungsleistung der Menschheit, die entwickelt worden ist, um das Verhalten eines Gegenübers vorhersagen und adäquat darauf reagieren zu können. (vgl. ebd., 29) Somit ist die Mentalisierungsfähigkeit bereits beim Baby genetisch disponiert, was aufzeigt, weshalb diese bereits nach der Geburt mittels ihrer Mimik, Gestik und Artikulation mit der Umwelt in eine Form der Interaktion treten und ihre eigenen Bedürfnisse versuchen mitzuteilen. (vgl. ebd., 11) Ab etwa eineinhalb Jahren entfaltet sich die Fähigkeit der Mentalisierung beim Kleinkind. (vgl. ebd., 22) Das Mentalisieren stellt zudem die Grundlage für die Selbst- und Beziehungsregulation dar, da es das Zusammenspiel verschiedener beteiligter Regulationsmechanismen ermöglicht. (vgl. Diez Grieser 2022, 55)

„Mentalisieren hat eine herausragende Bedeutung als Grundlage unserer Fähigkeit, Beziehungen einzugehen und aufrechtzuerhalten.“ (Uhl 2013, 165)

Um eine funktionierende Mentalisierungsfähigkeit zu entwickeln, ist eine Bindung zu den primären Bezugspersonen des Kindes notwendig. (vgl. Kalisch 2012, 338) Die Mentalisierungs- und Symbolisierungsfähigkeit sind stark abhängig von den Beziehungserfahrungen eines Individuums. (vgl. ebd., 12) Innerhalb von Untersuchungen wurde die transtraumatogene Bindungsstörung bei Angehörigen der zweiten Generation ersichtlich. Betroffenen fällt es schwer sich an ihrer Partnerin oder ihren Partner anlehnen und sich auf sie verlassen zu können. Ein Hindernis dafür stellt laut Interviewberichten das eingeschränkte Vertrauen und die damit verbundene Angst des Verlustes dar. Ein Grund hierfür könnten die Erlebnisse von Kriegsflüchtlingen darstellen, die aufgrund der Ereignisse ihre Heimat verlassen und wichtige Beziehungen beenden mussten. Das Gefühl der Sicherheit, Heimat und des Eigentums wurde aufgrund des Traumas beschädigt, welches wiederum unbewusst an die Nachkommen übertragen worden ist. Das Gefühl, eine Heimat zu haben, bestärkt ein Individuum. Es schafft ein Gefühl der Sicherheit, die ihnen mehr Freiheit und Wanderlust ermöglicht. Zu vergleichen ist dies beispielsweise mit der Bindung. Kinder, die sicher gebunden sind, verfügen über die Bereitschaft und Möglichkeit ihre Umwelt zu entdecken und dadurch entwicklungsförderliche Reise wahrzunehmen. Personen, die sich keiner Heimat zugehörig fühlen, verspüren eine innere Unruhe. Diese hindert die Entwicklung der Identität. (vgl. Ustorf 2009, 66) Die Verlustangst führt zur Einschränkung der Beziehungsqualität, die sich durch das Halten an Bekannten und die Angst Neues zu versuchen zeigt. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 58 – 61)

Parenting bezeichnet eine Verhaltensweise der Kinder traumatisierter Eltern, die sich dadurch ausdrückt, dass die Töchter und Söhne versuchen ihren Eltern Arbeitsaufwand und Last abzunehmen, sowie ihnen Trost zu spenden, um sie glücklich zu machen. In den meisten Fällen wissen die Kinder nichts über die erlebten Traumata der Erziehungsberechtigten und spüren nur deren Auswirkungen. Die Angehörigen der zweiten Generation entwickeln oftmals eine hohe Empathie und sind geübt darin Schmerz und schlechte Laune der Eltern sofort zu erkennen und Rettungsversuche durchzuführen, um das Wohlbefinden der Eltern zu stabilisieren. Später finden sich die Nachkommen in sozialen, rettenden Berufen wie Feuerwehrfrauen und -männern oder Krankenpflegerinnen und -pflegern wieder. Obwohl hinter diesem Verhalten die besten Absichten stecken, hat dies gewaltige negative Auswirkungen auf das Leben der Kinder. Die Kindheit wird ihnen viel zu früh genommen und eine chronische Überforderung kann sich entfalten. Die Zeit der Leichtigkeit und Freiheit ist viel kürzer als bei Kindern, die nicht das Gefühl und den Zwang haben ihre Eltern retten zu müssen. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 84 – 85)

Der Zusammenhang mit der transgenerationalen Traumawitergabe zwischen erster und zweiter Generation besteht darin, dass die erstgenannte Gruppe oftmals nicht ihren elterlichen Pflichten nachkommen und somit das Kind keine tragfähige emotionale und dauerhafte Beziehung aufbauen kann.

Aufgrund dessen ist seine Fähigkeit des Symbolisierens und Mentalisierens von eigenen und fremden Affekten eingeschränkt. Die Wichtigkeit dieser Kompetenzen ist jedoch ein zentraler Faktor für die psychische Gesundheit und die Möglichkeit Beziehungen aufrechtzuerhalten. (vgl. Uhl 2013, 12) Bei Traumata ist die Mentalisierungsfähigkeit unterentwickelt. Personen, die ein Trauma erlebt haben, haben die Schwierigkeit, die innere und äußere Realität voneinander zu trennen. Sie sind somit in ihrem Leben deutlich eingeschränkt und genießen eine niedrigere Lebensqualität als Personen, die nicht von traumatisierten Erziehungsberechtigten aufgezogen worden sind. (vgl. ebd., 31)

8 *Forschungsprojekt*

Um nun mit dem empirischen Teil der Magisterarbeit beginnen zu können, empfiehlt es sich, eine Forschungsfrage mit Hypothesen zu entwickeln. Diese beschreibt das Erkenntnisinteresse der gesamten Forschung. Zudem dient sie als Anker beim Schreiben der Arbeit und Lesen weiterführender Literatur. (vgl. Peters & Dörfler 2019, 167) Die Forschungsfrage der vorliegenden wissenschaftlichen Magisterarbeit ist folgende:

„Inwieweit hat das Kriegserleben der ehemaligen ex-jugoslawischen Flüchtlinge einen Einfluss auf ihre Nachkommen?“

Die Hypothese lautet, dass, obwohl die Angehörigen der zweiten Generation das Kriegsgeschehen selbst nicht erlebt haben, sie anhand der transgenerationalen Traumaweltergabe von dem Trauma ihrer Eltern geprägt sind. Die Durchführung des Forschungsvorhabens soll aufzeigen, ob das tatsächlich der Fall ist und inwieweit sich dies bei der sogenannten „Generation In-between“ äußert. Die Grundlage des empirischen Teils dieser Magisterarbeit bilden qualitative Forschungsinterviews. Im Genauesten stützen sich die Ergebnisse auf leitfadengestützte Interviews mit Nachkommen von Kriegsflüchtlingen aus dem ehemaligen Jugoslawien, die in Österreich zur Welt gekommen sind und somit selbst kein Kriegstrauma erlebt haben. Das Ziel des gesamten Forschungsprojekts liegt darin, die Übertragbarkeit von Wunden durch bereits geschehene und zeitlich zurückliegende traumatische Ereignisse aufzuzeigen. Vor allem in einem Land wie Österreich, dass bereits Hunderttausende an Flüchtlingen aufgenommen und integriert hat, ist das Aufweisen der Notwendigkeit der Verbesserung bestehender Abläufe zur Integration von Flüchtlingen gegeben. Anhand dessen möchte der Inhalt dieser Magisterarbeit ethische Themen ins Zentrum der Berücksichtigung rücken, um die gegenwärtige Situation positiv zu beeinflussen. (vgl. Misoch 2015, 14)

8.1 *Methode*

Es handelt sich bei diesem Forschungsvorhaben um den Gebrauch des leitfadengestützten Interviews, welche auch unter den Bezeichnungen semi- oder halbstrukturierte Gespräche bekannt ist. Es ist eine der gebräuchlichsten Formen qualitativer Forschungsinterviews. Wie der Name bereits verrät, handelt es sich bei diesem qualitativen Erhebungsinstrument um einen Wortwechsel, welcher durch einen Interviewbogen geleitet wird. (vgl. Strübing 2013, 92)

Die Besonderheit des Leitfadeninterviews besteht darin, dass es den gegensätzlichen Anforderungen von Offenheit und Strukturiertheit bei angemessener Handhabung gerecht wird. Der Leitfaden bietet zwar die Möglichkeit der Reihenfolge der zu besprechenden Themen an, jedoch liegt es an der Interviewerin bzw. dem Interviewer die Fragen so im Gespräch anzurichten, dass sie von der Probandin bzw. dem Probanden als angenehm und passend empfunden werden. Die Schwierigkeit liegt somit in

der Gestaltung des Interviews, dass die zur Beantwortung der Forschungsfrage benötigten Fragen auch ineinander geleitet werden und der Gesprächsfluss aufrechterhalten wird. Der Leitfaden kann somit als Gedächtnissstütze und nicht als Drehbuch wahrgenommen werden. (vgl. ebd., 92 – 93) Er erfüllt eine Steuerungs- und Strukturierungsfunktion. Je genauer und bedachter er gestaltet wird, umso leichter ist es die aufgestellten Hypothesen zu überprüfen. (vgl. Misoch 2015, 65) Bei halboffenen bzw. semi-strukturierten Interviews werden sämtliche für die Forschung wichtigsten Themen befragt, so dass eine Vergleichbarkeit der erworbenen Daten möglich ist. (vgl. Misoch 2015, 13 – 14) Der Vorteil bei der Wahl eines leitfadengestützten Interviews kann darin bestehen, dass die Interviewleiterin bzw. der -leiter einen Bogen zum Festhalten hat, wodurch Nervosität vermindert werden kann. Dies, aber auch die bestehende Sicherheit, alle wichtigen und notwendigen Informationen zur Beantwortung der Forschungsfrage zu erhalten, sind bei der vorliegenden Magisterarbeit die Gründe zur Wahl des leitfadengestützten Interviews. (vgl. ebd., 94)

8.2 *Forschungsdesign*

Die Erstellung des Forschungsdesigns stellt nach der Findung eines Forschungsthemas den ersten Schritt zur Durchführung des Vorhabens dar. (vgl. Peters & Dörfler 2019, 163) Die Herausforderung besteht darin, Probandinnen und Probanden für die Untersuchung zu finden, die in die Studie passen. Es handelt sich somit um Frauen und Männer, bei denen zumindest ein Elternteil Anfang der 1990er Jahre vor, während oder nach dem Jugoslawienkrieg nach Österreich geflohen ist. Somit sind die Probandinnen und Probanden die Nachkommen von Kriegsflüchtlingen des Exjugoslawienkrieges. Bei der Motivation zur Teilnahme am Forschungsprojekt dieser besagten Personengruppe handelte es sich nicht um materielle Anreize, sondern um die Möglichkeit, über sich persönlich mehr zu erfahren, das Interesse am Forschungsgegenstand und zudem die Hilfsbereitschaft zur Erstellung des empirischen Teils. (vgl. ebd., 230 – 231)

Um den Leitfaden des Interviews an das befragte Klientel anzupassen, wurde auf die Höflichkeitsform (das sogenannte „Siezen“) verzichtet und die „Du-Form“ gewählt. Schließlich nahmen an der Forschung Personen teil, die sich in der gleichen Altersgruppe wie die Interviewerin selbst befinden. Die Verwendung der Höflichkeitsform hätte die Gesprächsatmosphäre negativ beeinflusst, da es möglicherweise zur Distanzierung und Formalität geführt hätte. (vgl. Strübing 2013, 93)

Zuletzt sollen in diesem Kapitel die Ethik-Richtlinien, nämlich die Wahrung des Prinzips der Nicht-Schädigung beteiligter Personen und der informierten Einwilligung, genannt werden. Dem wurde durch die Erstellung und anschließende Unterzeichnung der Probandinnen und Probanden der Einverständniserklärung nach der Weitergabe der Informationen genüge getragen. Zu den besagten Informationen zählte die Teilnahme auf freiwilliger Basis, Anonymisierung personenbezogener Daten und im Anschluss das Versenden der Magisterarbeit an die Probandinnen und Probanden. (vgl. Strübing 2019, 190) Schließlich darf nicht außer Acht gelassen werden, dass es sich hier nicht nur um eine Richtlinie

von Interviews handelt, sondern um ein tatsächlich existierendes Persönlichkeitsrecht, welches schriftlich im Grundgesetz als Verletzung von Privatgeheimnissen und Vertraulichkeit des Wortes festgelegt ist. Die Missachtung dessen kann somit rechtliche Folgen nach sich ziehen. (vgl. Renner & Jacob 2020, 75) Obwohl anfangs davon ausgegangen wurde, dass die Zusicherung der Vertraulichkeit einen hohen Stellenwert bei den Interviewpartnerinnen und -partnern haben würde, kann nun im Anschluss an die Durchführung der Interviews gesagt werden, dass dem nicht so war. Im Gegenteil zeigten sich die Probandinnen und Probanden sehr selbstbewusst, sicher und meinten zudem, dass sie es wichtig fänden, wenn ihre Äußerungen eine Verbesserung des Umstandes bewirken könnten. Demnach wurde die Ethik-Richtlinie der Anonymisierung zwar berücksichtigt, doch wäre anzumerken, dass alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Bereitschaft besitzen, ihre Interviews zu veröffentlichen. (vgl. Misoch 2015, 16)

8.3 Durchführung

Bei der Durchführung eines empirischen Forschungsvorhabens ist auf die Wahrung der Gütekriterien wissenschaftlicher Studien, die der Qualitätssicherung dienen, zu achten. Man differenziert bei diesen zwischen methodenspezifischen und allgemeinen Kriterien. Zu der letztgenannten Gruppierung zählen die Reliabilität, Objektivität, Validität und Triangulation. (vgl. Hug & Poscheschnik 2020, 114 – 115)

8.3.1 Aufgabe der Interviewerin beziehungsweise des Interviewers

Um das Interview bestmöglich durchführen zu können, ist das Auftreten und Verhalten der Versuchsleiterin bzw. des Versuchsleiters zu reflektieren. Um jegliche Hemmungen seitens der befragten Personen zu vermeiden oder zu lösen sowie ein natürliches Antwortverhalten zu ermöglichen, wird der weiche Stil der Gesprächsführung, welche seinen Ursprung in der Gesprächspsychotherapie hat, gewählt. Diese Art der Gesprächsführung zeichnet sich durch Offenheit, Verständnis, Motivation und Zuhören seitens der Gesprächsleiterin beziehungsweise des Gesprächsleiters aus. (vgl. Pohlmann 2022, 210) Weitere Aufgaben, die seitens der Leitung der empirischen Forschung von Interviews zu berücksichtigen sind, sind die Führung des Gesprächs, die Beachtung und Bereitstellung eines vor Lärm geschützten Raumes und die Berücksichtigung der Wahrung der empirisch qualitativen Gütekriterien. Um die mögliche Anspannung und Nervosität zu nehmen sowie eine entspannte und vertrauensvolle Atmosphäre zu schaffen, kann Small-Talk zu Beginn des Gesprächs hilfreich sein. (vgl. Peters & Dörfler 2019, 222 – 223) Anhand der Einverständniserklärung werden die Befragten über den Inhalt und das Ziel der Studie informiert. Um das Ergebnis der Forschung jedoch nicht zu verfälschen, wurden sämtliche Fragen bezüglich des genauen Inhaltes der Magisterarbeit und bisherige Ergebnisse der Traumaforschung erst nach der Durchführung des Interviews beantwortet und dargelegt. Um die Studie nicht vorab bereits zu beeinflussen und in eine bestimmte thematische Richtung zu lenken, wird somit Genaues erst nach dem Gespräch bekannt gegeben. Die bzw. der Befragte hat vor, während und nach

dem Interview das Recht seine Antworten und die Teilnahme am Forschungsprojekt zurückzunehmen und zu verweigern. Über dieses persönliche Recht wurden alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer zu Beginn aufgeklärt. (vgl. Misoch 2015, 17)

8.3.2 Interviewleitfaden

Im Gegensatz zu quantitativen Interviews bestehen bei Gesprächen der qualitativen Forschung eine geringere Standardisierung und Anzahl an befragten Personen, offenere Gesprächsführung und ein direkterer Kontakt. Interviewerinnen und Interviewer gehen bei der Ausführung explorativ und theoriegenerierend vor. (vgl. Pohlmann 2022, 209) Qualitative Forschungsmethoden ähneln in ihrer Durchführung der Alltagskommunikation, wobei diese Form der Untersuchung im Gegensatz zum herkömmlichen Gespräch asymmetrisch erfolgt und sich aufgrund dessen davon unterscheidet. (vgl. Misoch 2015, 13) Im folgenden Teil des Kapitels werden die Fragen des Leitfadens aufgezählt. Diese sind in die Abschnitte Einstiegsfragen, Hauptteil, Schlüsselfragen und Zusammenfassung unterteilt worden, um das Interview zu strukturieren.

Einstiegsfrage:

- Wie würdest du das Verhältnis zu deinen Eltern und das familiäre Zusammenleben schildern?

Hauptteil:

- Welche Schwierigkeiten oder Uneinigkeiten bestehen oder bestanden zwischen dir und deinen Eltern?
- Welche Unterschiede hast du im Verhalten deiner Mutter und deines Vaters dir gegenüber erlebt?
- Was haben dir deine Eltern über deren Kindheit berichtet?
- Was ist deine erste Kindheitserinnerung?
- Inwiefern ist der Krieg ein Thema innerhalb deiner Familie und wie äußert sich dies?
- Welche schrecklichen Ereignisse haben deine Eltern erlebt und inwieweit äußerte sich das in eurem Leben?
- Inwieweit ist darüber gesprochen oder der Krieg an sich thematisiert worden?
- Welches Ziel wurde dabei seitens deiner Eltern verfolgt?
- Was löst der momentane Ukraine-Russland-Krieg bei dir aus?

Schlüsselfragen:

- Wie wichtig ist dir die Meinung deiner Eltern?
- Inwieweit hat das Wohlbefinden deiner Eltern einen Einfluss auf dich?
- Hast du für deine Eltern Aufgaben übernommen oder übernimmst vielleicht immer noch?

- Deine Eltern wurden in einem anderen Land als du geboren. Welchem Land fühlst du dich zugehörig und warum?
- Welchen Einfluss, glaubst du, hat das Kriegstrauma deiner Eltern auf dich?
- Welches der folgenden Erscheinungen kennst du von dir selber: Flashbacks, Erregungszustände, Vermeidungsverhalten, Ängstlichkeit und emotionale Abflachung und wie nimmst du diese wahr?
- Hast du je von dem Jugoslawienkrieg geträumt?
- Gibt es sonst Träume, die du bisher mehrmals hattest?

Zusammenfassung:

- Was hätten deiner Meinung nach deine Eltern in ihrer Vergangenheit anders oder vielleicht besser machen können?
- Was verbindest du mit dem ehemaligen Jugoslawien?

8.3.3 Induktive Kategorienbildung

Bei der qualitativen Sozialforschung muss das Prinzip der Offenheit gegeben sein, da es sich bei der Durchführung um die Induktion handelt. Das sagt aus, dass die empirische Forschung aus konkreten Fällen heraus allgemeine Theorien bildet. So ist es auch in dieser Magisterarbeit, bei welcher aus einer Anzahl an leitfadengestützten Interviews allgemeine Schlussfolgerungen gezogen werden. Der Unterschied zur Deduktion besteht darin, dass aus den Interviews heraus die Forschungsfrage beantwortet und nicht ausgehend von einer gegebenen Theorie Schlüsse gezogen werden. Die Grenzziehung zwischen den zwei zentralen Prinzipien der qualitativen Sozialforschung lässt sich jedoch nur schwer ziehen, da vor dem empirischen Teil dieser Magisterarbeit ein auf Theorie fundierter wissenschaftlicher Teil besteht, aus dessen Inhalten die Ergebnisse der empirischen Forschung erklärt werden können. (vgl. Pohlmann 2022, 50)

Die induktive Kategorienbildung der qualitativen Inhaltsanalyse wurde in der vorliegenden Forschungsaktivität verwendet, um als Analysetechnik die bestehenden Interviews zusammenfassen zu können. Die Durchführung dieser Art der Forschungstechnik wird in der folgenden Abbildung verdeutlicht:

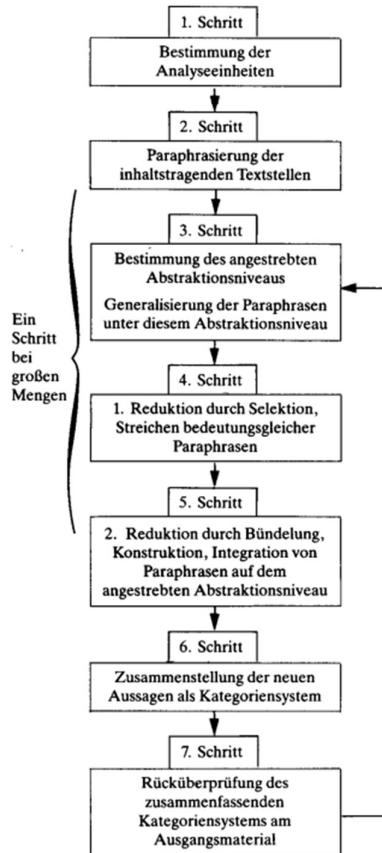


Abbildung 1: Ablaufmodell der induktiven Kategorienbildung nach Mayring (Quelle: Mayring 1988,
Abbildung 2: Ablaufmodell zusammenfassender Inhaltsanalyse)

Um es nochmals genauer zu erläutern, wurden im Anschluss an der Durchführung der qualitativen Interviews Kodierungsgruppen nach der Inhaltsanalyse von Philipp Mayring erstellt, die auf den in der Literatur festgestellten Phänomenen und Beschreibungen beruhen. Zusammengefasst kann der Prozess der Auswertung der Daten wie folgt beschrieben werden: Analyseeinheiten werden bestimmt, die Interviews analysiert, das Abstraktionsniveau eingebunden, Aussagen reduziert und die Ergebnisse überprüft. Das Ziel dieses Analyseprozesses ist die Zusammenfassung und dadurch die Verwertung der erhaltenen Daten, um allgemeine Schlüsse zu erhalten und die Forschungsfrage dadurch beantworten zu können.

8.4 Auswertung

Nach der Durchführung der leitfadengestützten Interviews gelangt man zur Transkription der Aufzeichnungen. Transkriptionen sind regelgeleitete Verschriftlichungen von Audiodateien, die die Möglichkeit zur Auswertung und Analyse von empirischen Datenerkenntnissen ermöglichen. (vgl. Strübing 2013,

105) Bei der Transkription der aufgenommenen Daten werden die Aussagen der Befragten eins zu eins in die Verschriftlichung übernommen, um Abweichungen, die zu Fehlinterpretationen führen könnten, zu verhindern. (vgl. Misoch 2015, 17)

Zur Auswertung der erworbenen transkribierten Daten wurde, wie im vorherigen Kapitel erwähnt, die Methode der qualitativen Inhaltsanalyse angewendet. Der Grund für diese Auswahl besteht darin, dass es sich hierbei um eine Auswertungsvariante handelt, die weit verbreitet ist und ein Kategoriensystem als Analysetechnik beinhaltet. Die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring wurde in den 1980er Jahren entwickelt und umfasst elf Bearbeitungsschritte. (vgl. Renner & Jacob 2020, 99)

„Ziel der Inhaltsanalyse ist, darin besteht Übereinstimmung, die Analyse von Material, das aus irgend-einer Art von Kommunikation stammt.“ (Mayring 2010, 11)

Der Nachteil dieser Auswertungsmethode steckt in ihrem Aufwand, da zur Analyse das Interview zuerst schriftlich vorliegen und anschließend ein Kategoriensystem erstellt werden muss. (vgl. Renner & Jacob 2020, 99) Um Kategorien zu bilden, wurden die Leitfragen des standardisierten Interviews als Analyseeinheiten herangezogen. (vgl. ebd., 101) Der Entwickler der Methode, Philipp Mayring, gestaltete eine öffentlich zugängliche Website, welche Forscherinnen und Forscher bei der Anwendung unterstützt. Die Website *QCAmap* ist unter folgendem Link abrufbar: <https://www.qcamap.org/ui/de/home> und verfügt über eine Videoanleitung, die Userinnen und Usern den Umgang näherbringt und zugleich erleichtert. (vgl. Mayring 2019, 12 – 13)

Anhand dieser Website gelang es die Menge an Interviews, sieben transkribierte je einstündige Gespräche, nach den zuvor bestimmten Analyseeinheiten auszuwerten. Da die Kategorien anhand der Literatur definiert worden sind, handelt es sich um die induktive Kategorienbildung. Die folgende Abbildung stellt das entwickelte Kodiersystem dar, dass zur Auswertung verwendet worden ist.

Kodiersystem

Kodierungsgruppen	Definition der jeweiligen Gruppe	Beispieldaussagen	Kodierregeln
RQ1-1: Beziehung	Beziehung zu den primären Bezugspersonen	<i>sehr eng verbunden</i>	Aussagen, die sich auf die zwischenmenschlichen Beziehungen des IP beziehen
RQ1-2: Parentifizierung	Suche nach bestehenden Parentifizierungsprozessen	<i>Meinung ist mir sehr wichtig</i>	umfasst alle Aussagen, die auf eine möglicherweise bestehende Parentifizierung schließen lassen
RQ1-3: Gemeinsamkeiten der ersten und zweiten Generation	Erscheinungsmerkmale, die sowohl bei der ersten als auch zweiten Generation auftreten	<i>bin sehr ängstlich</i>	umfasst die in der Literatur beschriebenen Traumamerkmale
RQ1-4: Traumaerkennungsmerkmale	Merkmale, die sich von Personen ohne Leidensdruck unterscheiden	<i>immer nur geschwiegen</i>	umfasst alle Merkmale des Erlebens, die auf Traumen schließen könnten

RQ1-5: Generation In-between	Auffälligkeiten der zweiten Generation von Kriegsflüchtlingen aus dem Ex-Jugoslawien	<i>Ich bin ein Ausländer</i>	umfasst alle Aussagen, die die Besonderheiten der Generation In-between beschreiben
RQ1-6: Balkan	Typisch Balkan	<i>aggressiver Vater</i>	umfasst alle Aussagen der IP, die unter der Beschreibung "typisch Balkan" zu zählen sind
RQ1-7: Jugoslawien	Jugoslawien beschreibend	<i>mit Tito war es besser</i>	umfasst Aussagen, die das ehemalige Jugoslawien als Land betreffen
RQ1-8: IP betreffend	Träume und Erinnerungen	<i>träume sehr oft über Negatives</i>	umfasst sämtliche Aussagen, die individualpsychologisch analysiert werden

Wie aus der Tabelle zu erkennen ist, zeigt diese die bestehenden Kodierungsgruppen, jeweils die Definition, möglich zutreffende Aussagen seitens der befragten Personen sowie die zu beachtenden Regeln, um eindeutige Schlüsse im Auswertungsprozess ziehen zu können.

In der folgenden Tabelle, welche durch die Software *QCMap* entwickelt worden ist, können die Häufigkeiten der ausgewerteten Einheiten erfasst werden. Dies ist insofern von Bedeutung, als hohe Abweichungen von den einzelnen Kategorien auf die Notwendigkeit der Erstellung neuer Kategoriengruppen hinweisen würden.

Häufigkeit der Kodierungsgruppen

Forschungsmaterial	RQ1-1	RQ1-2	RQ1-3	RQ1-4	RQ1-5	RQ1-6	RQ1-7	RQ1-8
Transkription IP1	19	25	12	21	17	6	12	21
Transkription IP2	7	13	7	10	13	5	4	4
Transkription IP3	6	9	7	10	12	3	7	5
Transkription IP4	9	17	8	9	15	0	6	6
Transkription IP5	11	11	6	4	6	0	4	6
Transkription IP6	6	8	12	5	12	7	3	3
Transkription IP7	9	7	9	4	4	4	5	8

8.5 Ergebnisse

Ein zentrales Prinzip qualitativer Forschung ist das Verstehen, welches darauf abzielt die innere Motivation oder Bedeutung als Ursache des Verhaltens und Handelns zu analysieren und in seiner Gänze auf- und wahrzunehmen. Dies unterscheidet sich in seinem Ansatzpunkt gänzlich vom erklärenden Ansatz, der in Naturwissenschaften zum Einsatz kommt. (vgl. Misoch 2015, 25) Es ist insofern bei diesem Forschungsvorhaben von Bedeutung, da es sich um ein qualitatives Forschungsmaterial handelt, welches nicht wie bei quantitativen Untersuchungen mathematisch zu vergleichen gilt, sondern der Inhalt

auf der Sinn- und Verständnisebene zu bearbeiten ist, um Schlüsse ziehen zu können. Die Darstellung der Ergebnisse der leitfadengestützten Interviews wird anhand der definierten Gruppen des Kodiersystems erfolgen. Das Kodiersystem ermöglicht es einen Überblick zu verschaffen und Gemeinsamkeiten oder Differenzen zwischen den einzelnen Aussagen der Interviewpartnerinnen und -partner ziehen zu können.

Aus der zuvor abgebildeten Tabelle der Häufigkeiten der einzelnen Kodierungsgruppen der Analyse nach Mayring ist ein Kreisdiagramm zur Veranschaulichung erstellt worden. Anhand des Diagramms wird klar ersichtlich, dass fünf der insgesamt acht Gruppen beinahe gleich groß dargestellt sind. Das liegt daran, dass es sich bei den Gruppen Beziehung (RQ1-1), Parentifizierung (RQ1-2), Gemeinsamkeiten zwischen der ersten und zweiten Generation (RQ1-3), Traumaerkennungsmerkmale (RQ1-4) und Generation In-between (RQ1-5) um eine ähnliche Anzahl der Häufigkeit innerhalb der einzelnen Interviews handelt. Am geringsten innerhalb der Gespräche thematisiert oder angesprochen worden ist die Gruppe RQ1-6, welcher innerhalb des Kreisdiagramms durch den grünen Kreissektor abgebildet ist. Es umfasst Aussagen, die als „typisch Balkan“ betitelt worden sind. Damit sind sämtliche Äußerungen der Interviewpartnerinnen und -partner gezählt worden, die ihrer Meinung nach Verhaltensweisen innerhalb der Erziehung oder Lebensführung sowie Charakterzüge von Personen aus Ex-Jugoslawien beschreiben. Die Gruppe wurde erst anhand der Analyse erstellt, da diese Textpassagen in keiner anderen Kategorie zu zählen sind und es somit zur Notwendigkeit der Erweiterung des Kodierungssystems geführt hat.

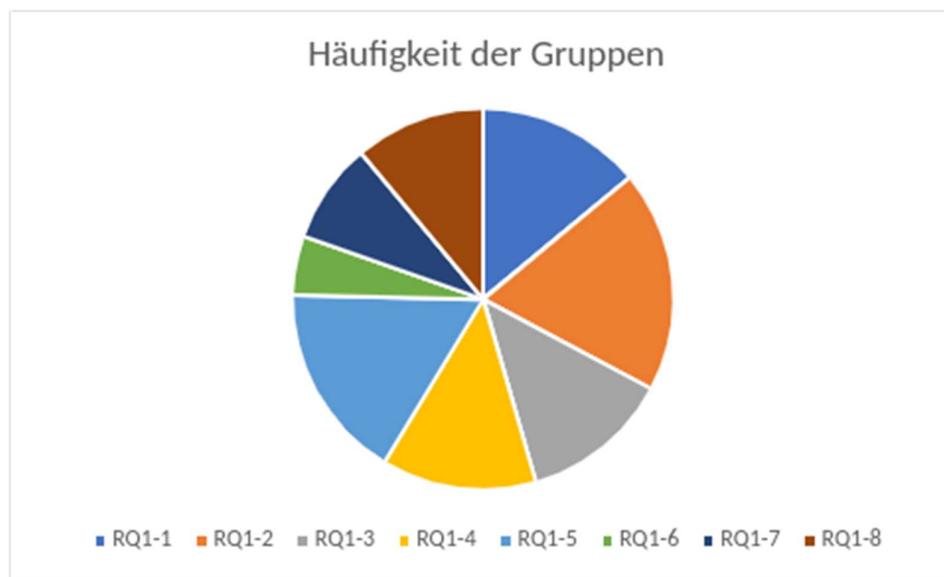


Abbildung 2: Häufigkeit der Gruppen (im Rahmen einer qualitativen Forschung mit leitfadengestützte Interviews 2023) (Quelle: eigene Darstellung)

Die folgende Abbildung wurde aus der Tabelle zu den Häufigkeiten der Kategorien des Forschungsvorhabens als Säulendiagramm erstellt. Dadurch soll deutlich werden, wie oft welche Kategorien innerhalb des Interviews angesprochen worden sind. Klar ersichtlich ist, dass die erste Transkription in allen Kategorien die meisten zutreffenden Aussagen ergeben hat. Man könnte meinen, es würde daran liegen, dass das erste Interview das längste gewesen sei, doch dies ist zu widerlegen. Es kann gesagt werden, dass beinahe alle Interviews den Zeitrahmen von einer Stunde überschritten haben und an den Transkriptionen deutlich wird, welche Themen welchem teilnehmenden Individuum besonders wichtig gewesen sind oder am meisten Gesprächsreiz für den Einzelnen geboten haben.

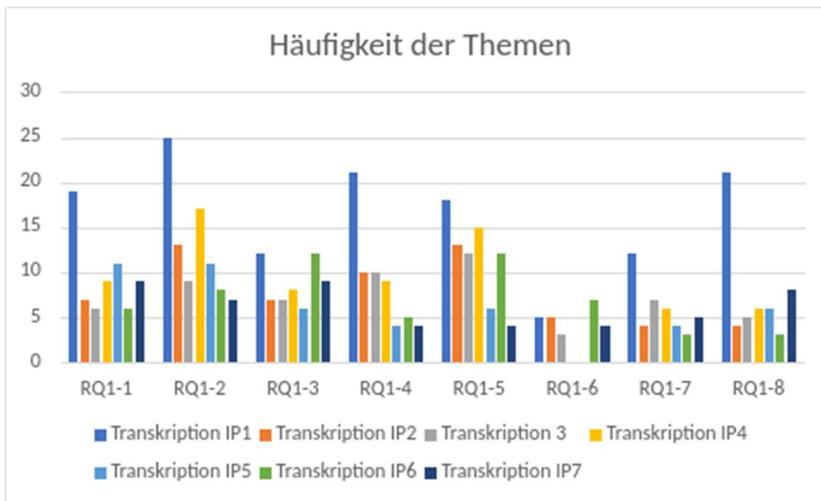


Abbildung 3: Häufigkeit der Themen (im Rahmen einer qualitativen Forschung mit leitfadengestützten Interviews 2023)

Es besteht die Annahme, dass Themen, die häufiger seitens der Interviewpartnerin oder des Interviewpartners thematisiert worden sind, eine größere Bedeutung für diejenige bzw. denjenigen haben. Psychotherapeutisch betrachtet kann jedoch auch die Frage in den Raum gestellt werden, ob das Vermeiden oder das nicht genauere Eingehen auf bestimmte Inhalte eine Verdrängung oder einen Widerstand des Betroffenen widerspiegeln.

8.5.1 Beziehung

Diese Kodierungsgruppe sticht in den vorherigen Diagrammen dadurch hervor, dass sie von allen Kategorien am meisten thematisiert worden ist. Damit ist gemeint, dass während der einzelnen Interviews sehr häufig Aussagen getätigt worden sind, die dieser Kodierungsgruppe zugeordnet werden konnten. In der Gruppe *Beziehung* ist bei der Analyse sofort die Gemeinsamkeit zwischen den einzelnen Interviews hervorstochen, die darin besteht, dass alle Beteiligten das familiäre Zusammenleben als sehr eng, positiv und freundschaftlich beschrieben haben.

„Also, ich würde meinen, wir sind eine Familie, die sehr eng verbunden ist. Teilweise aber zu eng.“ (IP 1)

„Ich glaube, dass wir ein sehr schönes familiäres Zusammenleben haben.“ (IP 3)

Die Frage bezüglich der Schilderung der Beziehung zu den Eltern führte im Anschluss zu einer Charakterisierung derselben. Auch hier konnten definitiv Gemeinsamkeiten und ähnliche Beschreibungen in der anschließenden Analyse des Forschungsmaterial erkannt werden. Während der Vater als das Familienoberhaupt, als der Stärkere und Lautere sowie als die Autoritätsperson dargestellt wird, wird die Mutter als ruhig seitens der Kinder wahrgenommen. Es scheint ein typisches ex-jugoslawisches Rollenmodell zu geben, dass alle Angehörigen der zweiten Generation zu Hause erlebt haben. Der Vater wird im Vergleich zur Mutter stets detaillierter beschrieben, was als Hinweis auf einen höheren Stellenwert gedeutet werden könnte. Die Mutter wird nicht von allen Interviewpartnerinnen und -partnern in ihrem Verhalten und Charakter gleicherweise beschrieben und auch bezüglich der Frage, wer in der jeweiligen Familie die Aufgabe der Erziehung der Kinder übernommen hätte, bestehen Unterschiede. In den Interviews 2 und 3 wird die Mutter als Person beschrieben, die bedingungslos Liebe gibt und einen liebevollen Umgang auslebt. In den Interviews 1 und 4 stattdessen steht die Beschreibung als ruhige Person im Vordergrund. Bei den anderen Interviews fehlt die charakterliche Nennung der Mutter, wobei stark bemerkbar wird, dass der Vater viel detaillierter charakterisiert wird. Sämtliche Aussagen der Interviews, die diese Ergebnisse hervorbrachten, sind im Anhang im Kodiersystem zusammengefasst und in einer Tabelle veranschaulicht aufgelistet worden. Die letzte Unterkategorie der ersten Oberkategorie „Beziehung“ wäre die *Erziehung*. Die Erziehung wird auch in der sechsten Oberkategorie *Balkan* erwähnt, da auch die Interviewpartnerinnen und -partner selbst bereits in den jeweiligen Interviews erklärten, dass sie, wie auch andere Diasporakinder aus dem ehemaligen Jugoslawien, eine strenge Erziehung erlebt haben.

„Ja, sie war auch sehr streng. Beide meine Elternteile waren ur streng.“ (IP 4)

Pädagogisch betrachtet könnte man einen strengen Erziehungsstil mit einem autoritären assoziieren, wobei jedoch die Ergebnisse des vorherigen Absatzes bezüglich der Beziehung und des familiären Zusammenlebens berücksichtigt werden sollten und auch darlegen, warum es sich nicht um Zweitgenanntes handeln kann. Das Bestehen einer als freundschaftlich erlebten Beziehung zu den Eltern stellt nämlich einen entscheidenden Ausschlussfaktor für eine autoritäre Erziehungsstil dar.

8.5.2 Parentifizierung

Die Parentifizierung ist ein Phänomen, dass bereits im theoretischen Teil dieser Arbeit beschrieben worden ist, da es häufig bei traumatisierten Familien vorkommt. So dienen entsprechende Leitfragen wie die Wichtigkeit der Meinung und des Wohlbefindens, sowie ob Aufgaben der Eltern übernommen werden, der Überprüfung, ob das tatsächlich der Fall ist. Wie aus den folgenden Zitaten des ersten und

dritten Interviews zu lesen ist, konnte diese Hypothese bestätigt werden. Alle der sieben Interviewpartnerinnen und -partner beschrieben die Übernahme diverser Aufgaben und in allen Gesprächen bis auf dem vierten und siebten kann auf eine Rollenumkehr zwischen den Kindern und ihren Eltern geschlossen werden.

„Extrem! Ich glaube, es gibt nicht einen Tag, an dem ich mir nicht Sorgen um einen der beiden mache.“
(IP 1)

„Ja, als Kind klassisch alles übersetzen, was irgendwie von der Bank oder der Versicherung eintrudelt über die Post. Auf die Schwester immer aufgepasst. Das waren so die anfänglichen Aufgaben.“ (IP 3)

Besonders auffallend in der Auswertung des Forschungsmaterials ist der Satz der Unterkategorie *Wohlbefinden*: „Wenn es meinen Eltern schlecht geht, dann geht es mir schlecht“, da er von fast allen Beteiligten des Forschungsvorhaben beinahe genauso wiedergegeben wurde. Anhand der Auflistung der Ergebnisse wird deutlich, dass bei allen Interviewteilnehmerinnen und -teilnehmern Parentifizierungsprozesse bestehen. Zudem kann gesagt werden, dass die Benennung dieser als elterliche Aufgaben, die man aufgetragen bekommen oder aus der Not heraus übernommen hat, nicht gegeben ist. Statt dessen ist während des Interviews diesbezüglich von einer Normalität die Rede gewesen.

8.5.3 Gemeinsamkeiten der ersten und zweiten Generation

Das folgende Kapitel hatte das Ziel innerhalb der Durchführung der Interviews herauszufinden, ob die in der Literatur beschriebenen Gemeinsamkeiten zwischen der ersten und der zweiten Generation von traumatisierten Betroffenen tatsächlich vorzufinden sind. Es konnte eruiert werden, dass den befragten Personen die beschriebenen Traumamermale wie Flashbacks, Erregungszustände, Vermeidungsverhalten, emotionale Abflachung und Ängstlichkeit bekannt sind und zu großen Anteil erlebt werden. In der jeweiligen Häufigkeit und Kombination der genannten Traumaerkennungsmerkmale bestehen zwischen den Interviewteilnehmerinnen und -teilnehmern Unterschiede, die jedoch auch bereits in der Literatur beschrieben worden sind. So steht beispielsweise im Werk des Ehepaars Fritz-Baer und Baer geschrieben, dass nicht alle Symptome vorkommen müssen, um die Aussage treffen zu können, dass Gemeinsamkeiten zwischen der ersten und zweiten Generation von traumatisierten Erziehungsberechtigten bestehen.

Vor allem im Bereich der emotionalen Abflachung äußerten alle Interviewpartnerinnen und -partner den Eindruck zu haben, dass sie eigene Gefühle anders als ihr soziales Umfeld ausleben und zeigen würden. Dies verdeutlichen die nun angefügten Zitate aus den Interviews:

„Dass ich halt Emotionen nicht so zeige und eher runterdrücke und runterschlucke. Ja das passiert eigentlich ziemlich oft bei mir.“ (IP 5)

„Wären meine Eltern nicht im Krieg gewesen, wären sie auch viel offener, was ihre eigenen Emotionen angeht. Ich habe auch oft das Gefühl meine Emotionen oft nicht zu zeigen. Ich zeige sie nicht so stark wie meine Freundinnen und Freunde.“ (IP 4)

8.5.4 Traumaerkennungsmerkmale

Das Forschungsvorhaben unterliegt der Grundannahme, dass alle Personen, die einen Krieg erlebt haben, ein Trauma erlitten haben. Demzufolge besteht die Hypothese weitergehend, dass die Eltern der zweiten Generation ex-jugoslawischer Kriegsflüchtlinge an Traumasymptomen wie beispielsweise Trauer und Übererregung leiden, die sie mehr oder weniger unbewusst an ihre Kinder weitergegeben haben. In diesem Kapitel geht es jedoch nicht um die Auswirkungen des Traumas der Eltern auf die sogenannte „*Generation in-between*“, sondern darum, wie die Eltern seitens der Kinder wahrgenommen worden sind. Anhand der Schilderungen der Angehörigen der zweiten Generation im Interview konnte in der anschließenden Analyse eruiert werden, dass Traumaerkennungsmerkmale wie beispielsweise die Gefühlseinschränkung, Übererregung, Trauer beziehungsweise Traurigkeit und das Schweigen von den Kindern ebenfalls erlebt worden sind. Der Unterschied zwischen den Müttern und Vätern und ihren Töchtern und Söhnen besteht darin, dass zweitgenannte Personengruppe die Ursache ihrer erlebten Symptome nicht kennt und demnach das Auftreten als plötzlich und grundlos beschreiben würde.

In den Gesprächen der Forschung ist besonders häufig die emotionale Einschränkung der Erziehungsberechtigten als Traumaerkennungssymbol beschrieben worden.

„Mein Papa hat zum Beispiel mit den Jahren ein bisschen mehr gelernt emotionaler und empathischer zu sein. Das hat er früher gar nicht gekonnt. Das hat er früher nicht so können.“ (IP 6)

„Sie redet auch gar nicht darüber. Also, da muss ich zugeben, ich habe überhaupt keine Ahnung, wie sie das wahrgenommen hat, also ich habe sie auch nie gefragt aus irgendeinem Grund heraus. Und sie selbst hat nie darüber und mag es auch nicht darüber zu reden.“ (IP 1)

„Es redet halt keiner darüber. Alle schweigen.“ (IP 7)

Dieses Merkmal sticht hierbei besonders hervor, da es sehr detailliert und tatsächlich von allen Beteiligten des Forschungsvorhabens genannt worden ist. Es besteht somit ein einheitliches Ergebnis in der Kategorie der Traumaerkennungsmerkmale.

8.5.5 Generation In-Between

Wie auch die anderen Kapitel dieses Forschungsvorhabens zuvor handelt es sich in dieser Kategorie um die Weitergabe von Traumata an die nächste Generation. Jedoch sticht diese Kodierungsgruppe insofern hervor, als sie sich konkret auf die Beantwortung der Forschungsfrage „Inwieweit hat das

Kriegserleben der ehemaligen ex-jugoslawischen Flüchtlinge einen Einfluss auf ihre Nachkommen?" bezieht. Wobei an dieser Stelle angefügt werden sollte, dass alle Kategorien der Untersuchung einen wichtigen Teil zum Verständnis und der Beantwortung der Forschungsfrage beitragen.

„Gleichzeitig, wenn ich in Kroatien bin, da bin ich die Svabica (=Schwäbin). Wenn ich in Bosnien bin, bin ich auch die Svabica.“ (IP 1)

Zum Verständnis des soeben genannten Zitates aus dem ersten Interview ist anzumerken, dass es sich bei der Bezeichnung „Svabica“ beziehungsweise übersetzt Schwäbin, um die Nennung von Österreicherinnen handelt.

„Meine Volksschullehrerin hat mich org gehasst. Ganz schlimm. (lacht) Weil ich halt Serbe bin.“ (IP 2)

„Ich wollte ein Österreicher werden, weil ich habe mich geschämt. Ich habe mich wirklich geschämt. Ich hab mich echt sehr geschämt als Kind, dass wir halt Ausländer sind.“ (IP 3)

Wie aus den Zitaten zu lesen ist, ist vor allem die Frage und Suche nach der Identität ein großes Thema bei der sogenannten „Generation In-between“. Die Schwierigkeit festigt sich in der Identitätsfindung der jugendlichen Nachkommen. Oftmals wird genannt, dass zu Hause eine andere Kultur erlebt wird als in der Außenwelt. Dadurch wird ersichtlich, dass sich die Betroffenen im Zwiespalt befinden, was auch zum Gefühl der Außenseiterin beziehungsweise des Außenseiters in der Gemeinschaft führen kann. Weitere Unterkategorien sind: Leistung, geringes Selbstwertgefühl, Konfliktvermeidung, Aggression und Gewalttätigkeit und Scham- und Schuldgefühle. Diese Kategorien wurden im Werk von Udo Baer und Gabriele Frick-Baer „*Wie Traumata in die nächste Generation wirken*“ herausgenommen und bei der Analyse beachtet. (Baer & Frick-Baer 2018, 63 – 98) Alle beschriebenen Merkmale kamen in den Interviews vor, wobei jedoch nur eine der sieben Interviewpartnerinnen und -partner alle genannten Besonderheiten gleichzeitig genannt hat. Zudem ist in Anbetracht der Identität der Personengruppe Bezug auf das zuvor beschriebene Thema der Parentifizierung zu nehmen. Wie im Werk genannt, werden persönliche Ressourcen der Angehörigen der zweiten Generation zum Wohle und der Unterstützung ihrer Eltern verwendet, wodurch eigene Bedürfnisse als zweitrangig erachtet und dadurch vernachlässigt werden. (vgl. ebd., 84 – 86) Auch dieser Umstand erschwert und behindert die Identitätsentwicklung.

8.5.6 Balkan

Wie anfangs bereits erwähnt, soll diese Arbeit es den Leserinnen und Lesern ermöglichen, ein ganzheitliches Verständnis zu dieser Thematik zu erhalten. Um dieses Ziel zu erreichen, gilt es nicht außer Acht zu lassen, was als „typisch Balkan“ bei den Interviewpartnerinnen und -partnern, aber wahrscheinlich auch in der Gesellschaft angesehen wird.

„Also, so klassisch „Balkan-Eltern“. Der Papa war immer die Autoritätsperson und stark und sagt, was ihm auf der Zunge liegt. Und die Mama nicht. Die Mama versucht das immer herunterzudrücken.“ (IP 6)

Die Kategorie entwickelte sich erst im Anschluss der Durchführung der Interviews und erhält seinen Stellenwert durch die Nennung der befragten Personen. Da während der Befragung viele Gefühle in der Gegenübertragung spürbar gewesen sind wie zum Beispiel Stolz und Nähe, ist die Notwendigkeit entstanden, eine weitere Kodierungsgruppe zu erstellen. Des Weiteren wird durch die Analyse ersichtlich, dass Wissen über die Gastarbeiterbewegung vorhanden ist, da die Eltern der interviewten Personen Teil davon gewesen sind.

8.5.7 Jugoslawien

Dieses Kapitel ist von dem vorherigen anfangs schwierig zu unterscheiden, da sich beide mit jugoslawischen Inhalten beschäftigen. Der Unterschied ergibt sich aus den Inhalten der Unterkategorien. Während sich die Oberkategorie „*Balkan*“ mit der Erziehung und Rollenzuschreibungen in der Lebensweise beschäftigt, werden in diesem Kapitel Aussagen der Angehörigen der zweiten Generation aufgelistet, die die Lebensführung, Politik und Wirtschaft des ehemalig bestehenden Königreichs beschreiben.

„Und ich glaube, wären wir wie damals Jugoslawien geblieben, dann wären wir heute das reichste Land auf der Welt. Im Sport, im Export, künstlerisch, in der Musik. In allem.“ (IP 6)

„Verbundenheit. Zugehörigkeit. Ja schon. Weißt eh, ich habe das nicht mehr mitbekommen. Wie es halt in Jugoslawien war. Aber, jeden, den ich treffe, der halt aus Jugoslawien ist... Ja, da würde ich sagen... Es ist anders, als wenn du jetzt einen Österreicher, Engländer, Amerikaner oder so, Spanier triffst.“ (IP 2)

Aus den Gesprächen heraus wurde erkennbar, dass die Meinung unter den interviewten Personen vertreten ist, dass das ehemalige Jugoslawien, würde es heutzutage noch bestehen, das mächtigste Land der Welt sein würde. Auch hier wird die Gastarbeiterbewegung als Benefit für die österreichische Wirtschaft genannt sowie der Nationalismus, im Sinne davon, dass man vom eigenen Land überzeugt gewesen ist. Alles in allem kann hier zusammengefasst gesagt werden, dass vor allem positive, mit Stolz empfundene Aussagen bezüglich des ehemaligen Jugoslawiens gesagt worden sind. Zudem scheint der Umstand, dass der Tito-Staat, somit die kommunistische Föderation, nicht mehr existiert, eine Trauer seitens der befragten Personen auslöst.

8.5.8 IP betreffend

Unter dem Kürzel IP ist die psychotherapeutische Methode „Individualpsychologie“ gemeint. Es ist insbesondere für das folgende Kapitel, individualpsychologische Analyse, von Bedeutung, da es Aussagen der Interviewpartnerinnen und -partner enthält, die analytisch betrachtet von Bedeutung sind. Schließlich handelt es sich bei der transgenerationalen Traumaweltergabe um ein Phänomen, welches einen Therapiegrund für viele Betroffene darstellt. Die Nachkommen von Kriegsflüchtlingen sind von dem Trauma ihrer Eltern direkt und indirekt betroffen, auch wenn sich viele Angehörige der zweiten Generation dieser Tatsache nicht bewusst sind. Anhand der Erscheinungsmerkmale, aber auch Träume und Erinnerungen aus der Vergangenheit, können Erklärungen für das oftmals unerklärliche Leid dieser Personengruppe eruiert werden. Vor allem Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten gelingt es durch die Darstellung der Trauminhalte und Beschreibung von Erinnerungen der Klientinnen und Klienten Schlüsse zu ehemaligen Traumen zu ziehen. Jedoch können in dieser Arbeit keine eindeutigen Ergebnisse dargestellt werden, da sich die einzelnen Träume und Erinnerungen der Teilnehmerinnen und -teilnehmer stark voneinander unterscheiden. Es bestehen somit starke Unterschiede zwischen den Träumen, wodurch es ohne weitere detailbezogene, amnestische Daten der interviewten Frauen und Männer nicht möglich ist, auf die Weitergabe von Traumata zu schließen.

8.6 Diskussion

Das folgende Kapitel zielt darauf ab, den weiteren Nutzen dieser empirischen Untersuchung darzulegen. Um dieser Intention gerecht zu werden, ist das Prinzip des Reflektierens unabdingbar. Die Reflexivität stellt, wie die bereits beschriebene Methode des Verstehens bei der Darstellung der Ergebnisse der Untersuchung, ebenfalls eines der wichtigsten Grundprinzipien der qualitativen Forschung dar. (vgl. Misoch 2015, 33) Das Kapitel der Diskussion dient bei einer qualitativen Untersuchung der Interpretation, Beschreibung von Erwartungen und Aufzeigen von möglichen Limitationen und weiteren Forschungsprojekten. Da der Rahmen der Magisterarbeit berücksichtigt werden muss, werden jegliche Inhalte thematisiert, die Möglichkeiten der weiteren Forschung oder Raum zur Interpretation ermöglichen.

Wie im Ergebnisteil dieser Magisterarbeit dargestellt worden ist, äußerten alle Interviewteilnehmerinnen und -teilnehmer, eine sehr positive und freundschaftliche Beziehung zu ihren Eltern zu haben, welche innerhalb eines engen familiären Zusammenlebens beschrieben worden ist. Die Begründung für diese Gegebenheit könnte auf die Tatsache zurückgeführt werden, dass viele Kriegsbetroffene zwischenmenschliche Verluste erlebt haben und dadurch die Wichtigkeit des familiären Zusammenhalts womöglich stärker ist als bei Familien, die nicht von Kriegstraumen betroffen gewesen sind. Eine Limitation der Arbeit könnte in der Analyse der Eltern-Kind-Beziehung gesehen werden. Zwar konnte anhand der empirischen Forschung der leitfadengestützten Interviews untersucht werden, ob eine enge Beziehung zu den Erziehungsberechtigten besteht. Jedoch wäre es in diesem Kontext spannend, eine

Umfrage unter ex-jugoslawischen Nachkommen durchzuführen. Inhalt wäre die Frage, ob das beschriebene (stereo-)typische Rollenbild der Mutter beziehungsweise des Vaters weit verbreitet ist. Im Rahmen dieser Umfrage wäre es auch interessant zu erforschen, inwiefern diese Stereotypen die Realität abbilden und wodurch die Rollenbilder geprägt worden sind.

Während der Durchführung der leitfadengestützten Interviews wurde ersichtlich, dass allen Beteiligten der Forschungsgruppe die beschriebenen Symptome wie zum Beispiel Flashbacks, Erregungszustände, Vermeidungsverhalten und emotionale Abflachung und Ängstlichkeit, die im Anschluss eines Traumas folgen oder durch die transgenerative Weitergabe übertragen werden, bekannt gewesen sind. In den Befragungen wurde der Eindruck bei der Interviewerin geweckt, dass dem nicht so ist und keiner der befragten Personen ein Wissen bezüglich der Weitergabe von Traumata hatte. Da stellt sich die Frage, wie es dazu kommen kann, dass das Gebiet bisher nicht für mehr Aufmerksamkeit in der Gesellschaft gesorgt hat, wenn ein großer Prozentteil der Bevölkerung von diesem Phänomen betroffen ist. Dies ähnelt dem Umstand, dass sich nur eine Person der interviewten Frauen und Männer mit dem Jugoslawienkrieg auseinandergesetzt und recherchiert hat. Alle anderen teilnehmenden Personen der Untersuchung haben ihre Erkenntnisse und Meinungsansätze durch Erzählungen aufgebaut. Ob wohl das Schweigen der Eltern zu einer Angst, Genaueres zu erfahren, geführt hat?

Die Bestätigung der Hypothese, dass diese genannten Merkmale von Traumen tatsächlich von der ersten auf die zweite Generation übertragen worden sind, ist nur begrenzt möglich. Eine weitgehende Analyse der Befragten könnte eine detaillierte Schilderung der Merkmale von Traumatisierung aufzeigen. In dem von Udo Baer und Gabriele Frick-Baer veröffentlichten Werk „Wie Traumata in die nächste Generation wirken“ werden Einblicke in die Weite bestehender gegebener Gemeinsamkeiten zwischen der ersten und zweiten Generation anhand von Psychotherapie ermöglicht. Dadurch ist der Umstand gegeben, dass viel gezielter Rückschlüsse in der Biografie zu bestehenden vererbten Wunden gezogen werden können. Dies ist eine Limitation dieses Forschungsvorhabens. Nichtsdestotrotz kann die vorliegende Magisterarbeit als Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen gesehen werden. So ist im letzten Kapitel des Ergebnisteils die Nennung verschiedener Trauminhalte und Erinnerungen genannt worden, wobei jedoch keine Gemeinsamkeiten zwischen den interviewten Frauen und Männern genannt werden konnte. Jedoch sind solche Erzählungen etwas Höchstpersönliches, das sich von Individuum zu Individuum unterscheidet. Ein Hinzuziehen weiterer amnestischer Daten der beteiligten Personen der Studie könnte Aufschluss zu früheren, generativ weitergegebenen Traumata aufzeigen. Andererseits würde dieses Vorhaben den Rahmen der Magisterarbeit überschreiten, wodurch dem nicht nachgegangen werden kann.

Innerhalb der Interviews dieser Forschungsstudie konnte eruiert werden, ob die Phänomene der Weitergabe von transgenerativen Symptomen, Gemeinsamkeiten zwischen der ersten und zweiten Generation, Parentifizierungsprozessen und Identitätsproblematiken gegeben sind, aber nicht woher oder weshalb dem so ist. Aufgrund besagter Literatur zur transgenerationalen Traumaweltergabe und der

Bestätigung, dass die Eltern der befragten Personen sicherlich zumindest ein Trauma erlebt haben, kann davon ausgegangen werden, dass die Möglichkeit besteht, dass die beschriebenen Merkmale wie Flashbacks, Ängstlichkeit, emotionale Abflachung, Erregungszustände und Vermeidungsverhalten von den traumatisierenden Erlebnissen der Eltern transgenerational übernommen worden sind. Die emotionalen Defizite, die weitergegeben worden und in Form von emotionaler Abflachung und Gefühlseinschränkung zu kategorisieren sind, beruhen auf der Tatsache, dass Kriegsflüchtlinge aufgrund der traumatischen Ereignisse soweit eingeschränkt wurden, dass eine starke Abwehr jeglicher Erschütterungen und Verdrängung von möglichen Triggern, Auslöser von Erinnerungen, an das Trauma bestehen, welches auch die Angehörigen der „Generation In-between“ vorgelebt bekommen haben. Über emotionale Themen oder Gefühle wird in der Regel nicht gesprochen beziehungsweise sind die Erziehungsberechtigten nicht in der Lage diese zu benennen und angemessen darauf zu reagieren. Soweit der gegebene Konsens innerhalb von ex-jugoslawischen Familien. Die Folge ist, dass die Nachkommen dieser Personengruppe keine emotionalen Lernerfahrungen zu Hause erfahren und an sie die emotionale Sprachlosigkeit weitergegeben wird. (vgl. Ustorf 2009, 92 – 93)

Die Frage nach der Identität unter der sogenannten „Generation In-between“ stellt ein Hauptthema dar. Anne-Ev Ustorf beschreibt die Leiden der nachfolgenden Generationen von Kriegsflüchtlingen wie die Heimatlosigkeit, Identitätsverwirrung, Bindungsschwierigkeiten und das Gefühl bei den Eltern etwas wieder gutmachen zu müssen. (vgl. ebd., 12 – 13) Die Schwierigkeit dieser Personengruppe ergibt sich aus der Tatsache, dass sie in einem anderen Land als ihre Eltern geboren sind und somit mit einer anderen Kultur zu Hause aufgewachsen als die Mehrheit der in Österreich lebenden Kinder. Dadurch besteht eine Diskrepanz, die es erschwert eine eigene Persönlichkeit zu formen. Zudem darf das Phänomen der Parentifizierung unter der Berücksichtigung der Entwicklung der Identität nicht außer Acht gelassen werden. Alle Interviewpartnerinnen und -partner bestätigten in den Interviews die Möglichkeit des Bestehens einer Parentifizierung, welche bei traumatisierten Familien oft gegeben wird. Aus diesem Punkt heraus ergibt sich die Hypothese, dass Nachkommen von Kriegsflüchtlingen Schwierigkeiten bei der Entwicklung einer stabilen Identität haben, da sie einen hohen Anteil ihrer Zeit und Energie für das Wohlergehen ihrer Eltern investieren würden. Zudem zeigten die Ergebnisse der Kategorie *Generation In-Between*, dass diese Personen auch einen Leistungsdruck seitens der Mütter und Väter erleben würden. Leistungsdruck führt zur Einschränkung der Ichentfaltung, da der Wunsch die Eltern zufriedenzustellen über der Frage nach der Befriedigung eigener Bedürfnisse steht. Weitere Besonderheiten der „Generation In-Between“ sind: geringes Selbstwertgefühl, Konfliktvermeidung, Aggression und Gewalttätigkeit und Scham- und Schuldgefühle. Wie im Ergebnisteil erwähnt, hat nur eine Person in der Untersuchung alle aufgelisteten Merkmale beschrieben. Die Frage stellt sich, ob nicht alle Besonderheiten bei jedem Angehörigen der zweiten Generation von Kriegsflüchtlingen des ehemaligen Jugoslawiens vorkommen oder ob ein gezieltes Nachfragen dazu geführt hätte, dass von jeder beziehungsweise jedem alle genannten Eigenschaften genannt werden. Da es sich jedoch auch um charakterliche Zuschreibungen wie konfliktscheu, aggressiv oder geringes Selbstwertgefühl handelt,

wäre es möglich, dass dem nicht so ist. Schließlich unterscheiden sich die Angehörigen der „Generation In-Between“ in ihrer Persönlichkeit voneinander, wodurch die Wahrscheinlichkeit, dass nicht alle die gleichen Charaktereigenschaften besitzen, sehr hoch ist.

Das darauffolgende Kapitel „Balkan“ soll aufzeigen, dass vieles, was in der Kindheit seitens der Eltern toleriert oder akzeptiert worden ist, darauf zurückzuführen ist, dass dies in den ex-jugoslawischen Ländern als normal empfunden wird. Es besteht somit eine Akzeptanz, die auf der Begründung der Normalität aus dem Herkunftsland ruht. Psychotherapeutisch kann auch überlegt werden, ob der Nachweis der Interviewpartnerinnen und -partner sich darauf stützt, dass sie vielleicht unbewusst oder doch bewusst ihre Eltern und Herkunft in Schutz nehmen wollen. Schließlich ist im Rahmen des Parentifizierungsprozesses inkludiert, dass die Kinder sich um ihre Bezugspersonen kümmern und eine Rollenumkehr in der Beziehung besteht. Therapeutinnen und Therapeuten gelingt es durch den Aufbau einer tragfähigen, stabilen Bindung zu ihren Klientinnen und Klienten die Beziehung und bestehende Parentifizierungsgegebenheiten zu hinterfragen und zu erleuchten. Die Frage, warum dies für die Patientin oder den Patienten notwendig und sinnvoll wäre, ergibt sich daraus, dass es die Möglichkeit bietet bestehende, womöglich als belastend empfundene Abhängigkeiten zwischen Eltern und Kind aufzubrechen und zu verändern. Das Ziel der Psychotherapie besteht vor allem darin, den Leidensdruck des in Therapie gehenden Menschen zu verringern.

Sicherlich wäre es spannend, die Aussagen der Interviewpartnerinnen und -partner dieses Forschungsvorhabens mit denen von Personen zu vergleichen, die nach dem Krieg in einem der ex-jugoslawischen Folgestaaten geboren und aufgewachsen sind. Es stellt sich die Frage, ob auch diese in Bezug auf das ehemalige Jugoslawien und der Gedanke es wäre heutzutage das womöglich reichste oder mächtigste Land oder auch die positive Identifikation mit diesem bei der Generation gegeben ist, die tatsächlich in einem der Nachfolgestaaten wohnt. Die Hypothese lautet hierbei unter anderem, dass sich die Identität weitaus klarer entwickeln konnte, als bei der beschriebenen „Generation In-Between“. Der Grund dafür würde bisher dabei liegen, dass die besagte Personengruppe die gleiche Herkunft mit den Eltern teilen und mit nur einer Kultur aufgewachsen ist. Dadurch wäre die erlebte Diskrepanz des Normen- und Wertesystems innerhalb und außerhalb der Familie geringer, als es bei den Nachkommen der ex-jugoslawischen Kriegsflüchtlingen der Fall ist. Dies zeigt zum einen die Limitation, aber zum anderen auch einen Anknüpfungspunkt für weitere Forschungen auf.

Es würde über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen, die Traumaerkennungsmerkmale der Eltern mit der subjektiven Perspektive dieser zu verbinden und zu analysieren. In dieser Forschungsarbeit steht die Sichtweise und Wahrnehmung der Nachkommen im Fokus. Im Werk „*Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellen Deutungsmuster*“ schreibt der Autor Dan Bar-On über das Kriegstrauma als soziales Phänomen. Dabei nennt er zudem, dass beim sogenannten *battle shock*, welcher das erlebte Kriegstrauma der Soldaten definiert, als Schwäche der Betroffenen angesehen wurde. Es folgte die soziale Stigmatisierung der unter dem Trauma leidenden Individuen, worauf das Schweigen die einzig

für sie mögliche Verarbeitungsform und Vermeidung von gesellschaftlicher Erniedrigung in ihrem Umfeld geschienen hat. In Verbindung mit diesem Wissen stellt sich die Frage, ob nicht auch die Kriegsflüchtlinge des ehemaligen Ex-Jugoslawiens Angst vor sozialer Stigmatisierung haben und aufgrund dessen sich das Phänomen des Schweigens, welches als Traumaerkennungsmerkmal erkennbar ist, integriert hat. Natürlich stellt das Schweigen zudem einen unbewussten Abwehrmechanismus zum Schutze des ICHs dar. Dennoch darf die soziale Komponente nicht außer Acht gelassen werden. Aus dieser Sicht heraus würde als weiterer Grund für das Schweigen die Angst vor Demütigung zu zählen sein. Eine weitere diesbezügliche Hypothese wäre auch, dass nach Österreich geflüchtete Personen ihr Leid verminderten aufgrund der Annahme, dass es ihnen viel besser gehen würde als denjenigen, die im Kriegsgebiet geblieben sind. (vgl. Bar-On 1999, 77 – 79) Der Traum kann als Versuch der Realität zu entkommen angesehen werden. Träumen hilft dem Individuum dabei, bestehende Konflikte zu verarbeiten, wobei dies nur im Unbewussten, wo Abwehrmechanismen nicht aktiv werden können, erfolgen kann. Adler beschreibt das Träumen als Suche einer Lösung eines real existierenden Problems, welche dem Lebensstil gerecht erscheint. Die Fantasie im Träumen verstärkt das Individuum und führt zur Erleichterung. (vgl. Adler 1933b, 150) Jedoch sind die Träume bei den befragten Individuen sehr unterschiedlich, wodurch keine konkreten Gemeinsamkeiten aus den Ergebnissen erzielt werden können. Ihre bisherige Überschneidung lässt sich aus dem Angstfaktor, der in den Traumschilderungen vorhanden ist, erkennen. Dies würde die Theorie, dass Ängste in Träumen verarbeitet, ersichtlich und zugelassen werden, untermauern.

Aus den nun angegebenen Punkten des Diskussionsteils wird ersichtlich, dass die Arbeit einen Ansatzpunkt für viele weitere Forschungen darstellen könnte und aufgrund der Einhaltung des Rahmens der vorliegenden Magisterarbeit nicht auf alle wichtigen und interessanten Punkte und Fragestellungen Bezug genommen werden kann.

8.7 *Individualpsychologische Analyse*

In Österreich sind zum Zeitpunkt der Forschungsdurchführung 23 psychotherapeutische Behandlungsmethoden gesetzlich anerkannt. Obwohl jede Einzelne dieser therapeutischen Ansätze auf eine wissenschaftliche Fundierung hin geprüft worden ist, unterscheiden sie sich innerhalb ihres Menschenbilds und der Ausführung diverser Techniken. In den folgenden Absätzen wird auf die Individualpsychologie als tiefenpsychologische Methode fokussiert. Anhand der wichtigsten Konzepte dieser Richtung soll das Thema der transgenerationalen Traumaweltergabe diskutiert und aufgezeigt werden.

Die Individualpsychologie ist eine von Alfred Adler im Jahr 1911 begründete psychotherapeutische Methode. Adler hat in seinem psychotherapeutischen Ansatz der Individualpsychologie die Lebensaufgaben Beruf, Liebe und Gemeinschaft beschrieben. Jedoch stellt Adler die Beziehung des Menschen zu sich selbst und zu seinem Umfeld in den Fokus. (vgl. Dreikurs 2019, 154)

Die vorliegende Magisterarbeit bezieht vor allem die Liebe und Gemeinschaft der Angehörigen der zweiten Generation in die Analyse von transgenerationaler Traumweitergabe ein. Die Übergabe von traumatisierten Geschehnissen läuft zum einen biologisch durch Spiegelneuronen und die Veränderung von Genen ab. Zum anderen aber auch dadurch, dass das Erleben eines Traumas das Individuum an sich ändert. Es treten Traumaerkennungsmerkmale beim Betroffenen ein, die seinen Charakter und sein Verhalten beeinflussen. Dies hat eine Bedeutung für die Beziehung und Erziehung der Nachkommen von traumatisierten Personen. Selbst wenn dies unbewusst geschieht, wirken Traumata weitere Generationen nach. Aus einer biologischen Perspektive heraus betrachtet, könnte gesagt werden, dass die Veränderung der Gene dazu dient, dass weiterführende Angehörige vor dem Erlebten geschützt werden. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 36 – 37)

Der Grund für die Auswahl dieser psychotherapeutischen Methode der Individualpsychologie liegt nun darin, dass Individualpsychologinnen und -psychologen das aktuelle Geschehen mit in der Vergangenheit liegenden Ereignissen verknüpfen und das Individuum im Kontext seiner sozialen menschlichen Beziehungen betrachten. Dadurch wird der Patientin bzw. dem Patienten ein umfassendes Verständnis für die Ätiologie seiner Symptome ermöglicht. Zwar ist Angehörigen der „Generation In-between“ oftmals bewusst, dass die eigenen Eltern im Krieg gewesen sind, doch dass dieses Trauma auch einen Einfluss auf ihr jetziges Leben ausübt, bleibt meist im Ungewissen. Obwohl eine Großzahl der österreichischen Bevölkerung von dem Phänomen der transgenerationalen Traumawebertgabe betroffen ist, verfügt nur eine Bruchzahl derselben über ein Wissen davon. Der Wunsch, Geschehenes zu vergessen, wird als bedeutsamer erachtet und das Schweigen hindert die Nachkommen daran Informationen zu erhalten, die auch zu einer Erweiterung des Verständnisses ihrer Identität helfen würden.

8.7.1 Lebensstil

Individualpsychologische Psychotherapeutinnen und -psychotherapeuten gehen davon aus, dass die gemachten Erfahrungen eine Person dazu führen einen Lebensstil zu kreieren. Der Lebensstil kann als eine individuelle Leitlinie des Lebens, die eine Steuerungsfunktion darstellt, verstanden werden. Er kann als Programm eines Menschen angesehen werden, nach dem dieser Entscheidungen trifft und sein Handeln beeinflusst. Man spricht in diesem Zusammenhang auch von einer Zielgerichtetetheit, die die Aktivität des Individuums bestimmt. Für die vorliegende Magisterarbeit ist der Begriff insofern relevant, als innerhalb der Individualpsychologie ein jeder Mensch eine Leitlinie verinnerlicht hat und nach dieser sein Leben gestaltet. Die Wichtigkeit der Heranziehung des Lebensstils in Verbindung mit der transgenerativen Traumawebertgabe ergibt sich durch die Tatsache, dass dieser von Nachkommen traumatisierter Kriegsflüchtlinge durch das von den Eltern traumatisch erlebte Ereignis beeinflusst worden ist. (vgl. Ansbacher 1985, 253 – 262)

Wenn nun das Individuum als Teil seiner Gemeinschaft davon betroffen ist, dass seine Eltern aus einem Kriegsgebiet flüchten und sich in ein bisher fremdes Land integrieren müssen, so hat man die

Auffassung, dass dieses Trauma nicht nur einen Einfluss auf die geflüchteten Traumatisierten ausübt, sondern auch den Lebensstil seiner Nachkommen prägt. Diese Annahme wird durch die Theorie, dass Traumata an die nächste Generation vererbt werden, gestützt und hat sich auch in den leitfadengestützten Interviews dieses Forschungsgegenstandes widergespielt. Alle befragten Personen sagten aus, dass sie die Kennzeichen von Traumata wie zum Beispiel Angst, Erregungszustände und wiederkehrende Erinnerungen, sogenannte Flashbacks, selbst bereits erlebt haben. (vgl. Baer & Frick-Baer 2014, 25 – 34)

Weiters üben die Eltern durch ihr Verhalten Einfluss auf die Entwicklung und Formung des Lebensstils der Kinder aus und lenken ihn unbewusst bereits zu Beginn in eine bestimmte Richtung. Der Lebensstil wird durch die charakterlichen Eigenheiten des Individuums ersichtlich. Die Nachkommen von ex-jugoslawischen Kriegsflüchtlingen teilen oftmals die charakterlichen Eigenschaften, leistungsorientiert und stolz auf ihre Herkunft zu sein. Zudem wird die Leitlinie durch die sozialen Beziehungen des Kindes in der frühen Kindheit geprägt. Sie ergibt sich weniger aus den äußeren Einflüssen des Individuums, als vielmehr aus den innerhalb der Familie erlebten Faktoren wie den Werten, Regeln und beobachteten Verhaltensweisen. Die Parentifizierung kann ebenfalls als Element des Lebensstils bei Angehörigen der „Generation In-between“ dazugezählt werden. Aufgrund der familiären Situation zu Hause entwickelt sich dieses Phänomen heraus. Bestehende Parentifizierungsprozesse äußern sich bei den Nachkommen dadurch, dass eigene Bedürfnisse unterdrückt werden, um die Wünsche anderer zu befriedigen. Diese verinnerlichte Reaktion auf eigens erlebte Emotionen und Verlangen spiegelt sich im Lebensstil wider. Es ist eine von Kindheit an antrainierte Form der Unterdrückung, die sich im Lebensstil der Betroffenen zeigt. Es lässt sich erahnen, dass diese konditionierte Verhaltensform schädlich für das Individuum wird, da die Differenzierung, wann eigene Bedürfnisse unterdrückt werden können und wann die Befriedigung fokussiert werden sollte, nicht abrufbar ist. Es handelt sich somit um eine Reaktionsform, die immer ausgeübt wird und dadurch die Entstehung eines Leidensdrucks fördert. Ein Leidensdruck kann als Einschränkung der Lebensqualität und des Wohlbefindens verstanden werden. Bei Kindern, die Teil von Parentifizierungsprozessen sind und diese verinnerlicht haben, ist die Wahrscheinlichkeit einer Belastung sehr hoch. Dies zeigt den Grund dar, warum innerhalb der Psychotherapie die Beziehung zwischen den Eltern und ihren Kindern analysiert und bearbeitet wird. Anhand der Thematrisierung der Eltern-Kind-Beziehung können möglich bestehende Parentifizierungsprozesse sichtbar und aufgearbeitet werden. Das Ziel hierbei ist den Patientinnen und Patienten dabei zu verhelfen wieder verstärkt eigene Bedürfnisse, Verlangen und Wünsche wahrzunehmen und darauf adäquat zu reagieren, um das eigene Wohlbefinden zu fördern. Auch wenn sich der Lebensstil bereits in der frühen Kindheit entwickelt, können reflektierte Eigenanalyse und Persönlichkeitsprozesse der Psychotherapie einen dazu befähigen, die eigene Leitlinie umzuprogrammieren. Der erste Schritt wäre in der Psychotherapie neben der Compliance der Patientin beziehungsweise des Patienten die Bereitschaft und Einsicht etwas verändern zu wollen.

In den leitfadengestützten Interviews der qualitativen Forschung dieser Magisterarbeit sind Fragen zur Eruierung, ob eine Parentifizierung bei den befragten Personen bestehen könnte, gestellt worden. Tatsächlich konnte in der anschließenden Analyse der Gespräche erkannt werden, dass alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer Kennfragen von Parentifizierungsprozessen wie beispielsweise die Wichtigkeit des Wohlbefindens der Eltern oder deren Meinung, sowie ob elterliche Aufgaben zur Entlastung der Mütter und Väter übernommen worden sind, positiv beantwortet werden. Jedoch wurden auch Aussagen getätigt, dass der Umstand als Normalität zu zählen ist, was eine Gefahr zur Bereitschaft der Veränderung von bestehenden Parentifizierungsprozessen darstellen könnte. Die Notwendigkeit der Auflösung von Parentifizierungsprozessen ergibt sich aus dem Umstand, dass ein Leidensdruck bei den Nachkommen dadurch entstehen könnte, dass sie sich immer als zweitrangig einstufen und eigenen Bedürfnissen unzureichend nachkommen.

8.7.2 Gemeinschaftsgefühl

Obwohl die Bezeichnung *Individualpsychologie* für die Vermutung sorgen könnte, es handle sich nur um das Individuum, ist es bei der Individualpsychologie so, dass der Mensch nicht einzeln und isoliert, sondern als Teil seiner Gemeinschaft betrachtet wird. (vgl. Datler & Zumer 2011, 74)

„Der tragende Gedanke Adlers ist die Erkenntnis von der Bedeutung der menschlichen Gemeinschaft für die Entwicklung des Charakters, für jede Handlung und Gefühlsregung des Menschen.“ (Dreikurs 2019, 16)

In Bezug darauf führte Adler 1918 den Begriff des Gemeinschaftsgefühls ein. Dieser sagt aus, dass wir Menschen ohne unsere sozialen Beziehungen unfähig wären zu überleben und wir somit darauf angewiesen sind unseren Teil zur Gemeinschaft im Sinne der Kooperation beizutragen. Sich als wertvolles Mitglied einer Gruppe zu fühlen, ist nicht nur biologisch betrachtet wertvoll, um zu überleben, sondern hat auch damit zu tun, dass es unser Selbstwertgefühl steigert. Man geht einer Aufgabe nach und fühlt sich dadurch unentbehrlich. Da sich die Individualpsychotherapie mit dem Gemeinschafts- und Minderwertigkeitsgefühl beschäftigt, gibt sie als psychotherapeutische Methode die Möglichkeit, die bisher erworbenen Kenntnisse dieser Magisterarbeit auf eine zutiefst innerliche, humane Art und Weise zu verstehen. Obwohl alle bestehenden psychotherapeutischen Methoden sicherlich ihre Berechtigung zur Existenz haben, wird die Individualpsychologie deshalb auserwählt, da sie die Vergangenheit und Kindheit des Betroffenen berücksichtigt, sie ermöglicht, momentan bestehende Charakteristiken und Verhaltensweisen des Individuums mit damaligen Erfahrungen in Verbindung zu setzen sowie das soziale Umfeld des Individuums und das Gemeinschaftsgefühl als Gegenpol zum Machtstreben zu berücksichtigen. (vgl. Datler & Zumer 2011, 74 – 76)

Das Gemeinschaftsgefühl ist ein vielschichtiger Begriff, der sich aus dem menschlichen Zusammenleben erschließt und als Gefühl der Zusammengehörigkeit als Beitrag zur Weiterbildung des Ganzen und

als Einfühlung verstanden werden sollte. Das Konzept des Gemeinschaftsgefühls wurde als einer der zentralen Auffassungen der Individualpsychologie von Adler als Fachterminus eingeführt. Es meint die Fähigkeit, eines Individuums sich in die Gesellschaft erfolgreich einzufügen, indem es zur Kooperation und Empathie bereit ist. (vgl. Rabenstein 2011, 171) Das Gemeinschaftsgefühl äußert sich durch den inneren Drang des Menschen, wo dazugehören. Als soziales Wesen passt sich der Mensch an sämtliche Umweltgegebenheiten an, um einen Platz in der Gemeinschaft zu haben. Schließlich ist er davon auch abhängig. Die Fähigkeit zur Kooperation kann als Maßstab des Gemeinschaftsgefühls betrachtet werden. Je mehr er sich bei der Arbeitsteilung beteiligt, umso höher ist sein Gefühl der Zugehörigkeit und umso unentbehrlicher fühlt er sich. (vgl. Dreikurs 2019, 21 – 24) Nach Adler ist das Gemeinschaftsgefühl von vornherein im Menschen angelegt. Die Lebensmotivation eines jeden Menschen wird in seinem Bedürfnis nach Zugehörigkeit, Verbundenheit, Geborgenheit, Wachstum, Wertschätzung und Anerkennung gesehen. (vgl. Rabenstein 2011, 176)

Alfred Adler führte den Begriff nach dem Ersten Weltkrieg in einer Zeit, da das Zusammenhalten der Bevölkerung sehr wichtig erschien, ein. Er arbeitete ab 1916 als Militärarzt an der Front und hatte die Aufgabe verletzte Soldaten möglichst schnell für das weitere Kriegsgeschehen zu heilen. Aus dieser Erfahrung heraus lässt sich die Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls als Wir-Gefühl ableiten. Das Gemeinschaftsgefühl wurde aber nicht nur durch die Nachkriegszeit geprägt, in welcher der Wiederaufbau der zerstörten Infrastruktur fokussiert worden ist. Bereits während des Krieges schlossen sich Gruppen aus dem Gefühl der Gemeinschaft zusammen. Es wird auch in diesem Sinne von dem Nachgehen des sozialen Interesses gesprochen. Das Gemeinschaftsgefühl wird als Gegenspieler des Machtprinzips und Geltungsstrebens erachtet, da anders als bei diesen Prinzipien nicht das Streben der persönlichen Überlegenheit die Finalität des Tuns prägt. Es handelt sich vielmehr um das Nachgehen einer Lebensaufgabe, sich nämlich als wertvolles Mitglied einer Gemeinschaft zu erleben und seine Bedürfnisse und Ansichten zu unterdrücken, um für das Wohl der Anderen zu agieren. Aus dieser Auffassung heraus lässt sich auch verstehen, weshalb im Laufe eines Kriegs viele Einheimische teilnehmen und warum sich viele nicht dagegenstellen, sondern mitagieren. So kann man davon ausgehen, dass viele Soldaten nicht von ihrem Handeln während des Kriegs überzeugt gewesen sind, doch über ihrem verinnerlichten Normen- und Wertesystem das Gemeinschaftsgefühl stand. Es wurde intuitiv als wichtiger eingestuft und in den Entscheidungen bevorzugt. (vgl. Seidenfuß 1985, 159 – 165) Dabei ist es nicht die Freiwilligkeit, die einen Menschen dazu bewegt die inneren Überzeugungen zu ignorieren, sondern vielmehr ein innerer Zwang dazu Teil einer Gemeinschaft zu sein. Dieser kann mit dem Überlebenssinn verständlich gemacht werden. Denn der Mensch sieht sich gezwungen seinen Platz in der Gemeinschaft einzunehmen und sich dafür an gesellschaftliche Regeln und Gesetzmäßigkeiten zu halten. Primitiv gesehen liegt der Grund für das Leben in Gruppen des Menschen in seiner Natur. Er hat nicht wie andere Säugetiere Krallen, scharfe Zähne zum Verteidigen oder eine erhöhte Muskelkraft oder Schnelligkeit in den Beinen zum Schutz. Nüchtern betrachtet, stellt er sein Überleben durch das Bilden von Verbänden sicher. (vgl. Adler 1927a, 43) Daher ist es für ankommende Flüchtlinge wichtig, sich in der

bestehenden Gesellschaft einzugliedern. Zum einen, um diesem Gemeinschaftsgefühl nachzugehen. Zum anderen aber auch, um Sicherheit zu erlangen. In Bezug zu dieser Tatsache kommt der Gedanke, warum sich oft Personen mit gleichem Migrationshintergrund zusammenschließen und es dadurch zur Entstehung von Ghettos kommt. Der Grund hierfür könnte darin liegen, dass Mitglieder einer Gemeinschaft zumeist die gleichen Werte, Normen und kulturellen Eigenheiten teilen. Man fühl sich diesen Personen näher und verbundener, da der Grad der Fremdheit viel geringer erscheint als Personen mit einem anderen Heimatland. Man folgt so vielmehr unbewusst dem Gefühl der Sicherheit, welches höher bei der Gemeinschaft ist, bei der bereits zu Beginn Gemeinsamkeiten bestehen. Die Gefahr von Ghettos, die auch als soziale Brennpunkte bezeichnet werden, liegt darin, dass sie die Ausgrenzung zur bestehenden Gesellschaft nochmals verstärken. Kriegsflüchtlinge verlassen ihre Heimat und kommen in einem neuen Land an, dem sie sich bisher nicht zugehörig fühlen. Alles erscheint neu, fremd und unbekannt. Abgesehen davon, dass sie mit der Verarbeitung von Verlusten und schwierigen Ereignissen zu kämpfen haben, sehen sie sich gezwungen Teil von etwas Neuem zu werden. Da kann es einfacher erscheinen, Mitglied eines Ghettos zu werden, in welchem die Aufnahmebedingungen weniger schwierig erscheinen, und Bekanntes wiederentdeckt wird. (vgl. Preissing 2022, 217 – 218) Auch in Wien wird bestimmten Bezirke oberflächlich das verstärkte Aufkommen gewisser Nationalitäten zugeschrieben, wie beispielsweise dem zehnten Gemeindebezirk Favoriten als Gebiet der Türkinnen und Türken oder Ottakring für Ex-Jugoslawinnen und -slawen.

Aus der Begriffsdefinition des Gemeinschaftsgefühls heraus, lässt sich die Nostalgie und Verbundenheit der Angehörigen der „Generation In-between“ an das ehemalige Jugoslawien erklären. Innerhalb der Interviews des Forschungsvorhabens dieser vorliegenden Magisterarbeit wurde den Teilnehmerinnen und Teilnehmern die Frage gestellt, was sie mit dem Königreich Jugoslawien verbinden würden. Oftmals wurde mit einer inneren Verbundenheit und positiven Wünschen wie der, dass es heutzutage das womöglich stärkste Lande der Welt sein würde, geantwortet. In solchen Antworten spiegelt sich das Gemeinschaftsgefühl, das Alfred Adler beschrieben hat, wider. In Anbetracht dessen, dass es sich um ein Produkt der Erziehung handelt, lässt sich daraus die Weitergabe zwischen der ersten und der zweiten Generation herleiten. Man könnte annehmen, dass es sich bei den Auffassungen und Meinungen über das ehemalige Jugoslawien viel mehr um die Ansichten der Mütter und Väter als die der Kinder handelt. Diese haben das, was sie von ihren Erziehungsberechtigten gehört haben, und aber auch das, was sie mittels der Wahrnehmung von deren Emotionen erspürt haben, in das eigene Befinden aufgenommen. Die somit damals bestehende innere Verbundenheit und das Gefühl der Zugehörigkeit zur ex-jugoslawischen Bevölkerung wurde an die Nachkommen, die Kinder, weitervererbt.

Nun könnte im Zusammenhang damit die Frage auftreten, warum dann ab und an vom nationalen Hass zwischen den Angehörigen der Nachfolgestaaten gesprochen wird, wenn doch das Gemeinschaftsgefühl zu den jugoslawischen Mitbürgerinnen und -bürgern bei den geflüchteten Frauen und Männern bestehen sollte. Es scheint eine berechtigte Frage zu sein, doch sollte nicht außer Acht gelassen werden, dass es sich beim Krieg um ein Trauma handelt, dass über die Macht verfügt das gesamte Leben

eines Menschen samt seiner Ideologie und Identität zu zerstören. Ein so einprägendes Erlebnis hinterlässt bei allen Betroffenen langfristige Spuren. Das bisher verinnerlichte Gemeinschaftsgefühl kann durch das Trauma verändert und umstrukturiert werden, wenn beispielsweise aufkommende Gefühle wie der Zorn und die Wut stärker empfunden werden. Zudem erlebt das Individuum im Krieg eine Minderwertigkeit in Form von Ohnmacht und Hilflosigkeit, und der Gegenspieler des Gemeinschaftsgefühls, nämlich das Geltungsstreben, wird aktiviert. Kriegsflüchtlinge folgten innerhalb des Krieges nicht dem sozialen Interesse und somit dem Gemeinschaftsgefühl, sondern stellen das eigene Überleben vor dieses. Als Elternteil kann auch davon ausgegangen werden, dass der Schutz der Familie die Motivation für die Flucht aus dem Kriegsgebiet herstellte.

8.7.3 *Scham*

Im Zuge des Gemeinschaftsgefühls wird zwischen Affekten, die verbindend wirken wie Freude, Mitleid und Scham und solchen, die trennend wirken, wie beispielsweise Zorn, Trauer und Ekel unterschieden. Bei dem Gefühl der Scham besteht die Besonderheit darin, dass es aus der Gemeinschaft heraus ein Affekt ist, der in beide Richtungen auftreten kann. Wenn eine Person dieses Gefühl spürt, so kommt es zu physiologischen Reaktionen wie dem Erröten, das bei den Menschen das Bedürfnis weckt in Beziehung treten zu wollen. Sogleich aber wird auch in der schamüberkommenden Person ein Bedürfnis des Rückzugs spürbar, der distanzierend der Gesellschaft gegenüber wahrgenommen werden kann. Der Wunsch, sich aus der Gruppe zu entziehen und allein zu sein, wird in weiterer Folge bemerkbar. (vgl. Adler 1927a, 211 – 219) Die Scham wird von Adler als Produkt der Erziehung angesehen, die erst durch den Einfluss der Beziehung und Gemeinschaft spürbar werden kann. So lässt sich auch erklären, dass kulturell bedingt die Scham anders hervorgerufen und damit umgegangen wird. (vgl. Dreikurs 2019, 166)

Das Erleben von Scham könnte auch eine Erklärung dafür sein, warum Schweigen eines der wohl am häufigsten aufgetretenen Traumaerkennungsmerkmale nach dem Jugoslawienkrieg darstellt. Wie in der Untersuchung dieser Magisterarbeit erläutert worden ist, haben alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer davon gesprochen, dass ihre Eltern über ihre erlebten Traumen nicht berichtet haben. Ein Grund dafür könnte der Wunsch gewesen sein, die Vergangenheit zu vergessen. Es treten Verdrängungsmechanismen nach dem Auftreten von bedrohlichen Erlebnissen ein, die das Individuum dazu befähigen sich nicht mehr an Details erinnern zu können. Ein anderer Ursprung könnte sich darin verborgen, dass die Scham dadurch erzeugt wird, dass man anders als viele andere es geschafft hat aus dem Kriegsgebiet zu flüchten und in einem sichereren Land neu anzufangen. So oder so handelt es sich wie vorhin erwähnt bei der Scham um ein Produkt der Erziehung. Es ist ein kulturell abhängiger Affekt. Somit ist im Sinne der transgenerationalen Traumaweltergabe davon auszugehen, dass auch bei den Angehörigen der „Generation In-between“ die Scham oft erlebt wird. Jedoch hat sie bei dieser genannten Personengruppe nicht ihren Ursprung aus dem Trauma und der darauffolgenden Erlebnisse,

sondern wurde seitens der Bezugspersonen des Kindes innerhalb der Erziehungsmaßnahmen und vorgelebten Verhaltensmuster ins eigene Repertoire aufgenommen. Da der Ausdruck von Schamgefühlen kulturell unterschiedlich zum Vorschein kommt, bestehen Unterschiede zwischen österreichischen und ex-jugoslawischen Personen. Auf diese Differenz treffen Angehörige der „Generation In-between“, die sich erneut im Zwiespalt zwischen der Kultur zu Hause und in der Außenwelt erleben.

8.7.4 Minderwertigkeitsgefühle

Das Gemeinschaftsgefühl wird zudem als wichtiges Kriterium für die Gesundheit des Menschen angesehen. Ohne dieses werden bestehende Minderwertigkeitsgefühle verstärkt. Es ist eine Ansammlung sämtlicher erlebter negativer Erfahrungen. (vgl. Raile 2022, 119) Der Ursprung des Minderwertigkeitsgefühls ist zutiefst subjektiv und resultiert aus dem Vergleich des eigenen Seins mit anderen Personen. Dabei ist der Mensch mit diesem Gefühl der Unterlegenheit bereits geboren worden. Synonym könnte man auch von Insuffizienz- oder Unterlegeneitsgefühlen sprechen, da auch diese die eigene Unzulänglichkeit meinen. Das Minderwertigkeitsgefühl entwickelt sich aus dem Erlebnis der Unterlegenheit und wird auch als primärer Motor der psychischen Entwicklung angesehen. (vgl. Kretschmer 1985, 285 – 287) Aus seiner physiologischen Minderwertigkeit heraus, auch Organminderwertigkeit genannt, schlossen sich Menschen zu Gruppen zusammen, um das Überleben zu sichern. In Anbetracht dessen, dass der Mensch mit einem bereits bestehenden Minderwertigkeitsgefühl zur Welt kommt, kann das Gemeinschaftsgefühl hilfreich sein, diese zu verringern. Als Teil einer Gemeinschaft begleiten uns Minderwertigkeitsgefühle ein Leben lang. Das Streben nach Gruppenzugehörigkeit führt zum Vergleich der Leistung untereinander, die Minderwertigkeitsgefühle bewirken. (vgl. Dreikurs 2019, 32 – 34)

Minderwertigkeitsgefühle sind Erscheinungen, die höchst individuell zu betrachten sind und aus jeder erlebten Unterlegenheit resultieren könnten. In Anbetracht des Themas der transgenerationalen Traumawertergabe handelt es sich bei der „Generation In-between“ um eine Personengruppe, die sich von vornherein unvollständig, in der Wahrnehmung einer Differenz zwischen zwei Kulturen und Heimatn, befindet. Man kann somit davon ausgehen, dass auch hier Minderwertigkeitsgefühle seitens der Angehörigen der zweiten Generation auftreten können. Minderwertigkeitsgefühle sind in jedem Individuum zu einem Teil vorhanden. Jedoch ist hiermit gemeint, dass der Umstand, Nachfahren eines Kriegsflüchtlings zu sein, zusätzliche Gefühle der Unzulänglichkeit verstärkt. Es könnte bereits in der frühen Kindheit damit beginnen, dass man eine andere Sprache im Elternhaus spricht und somit in den ersten elementaren Bildungsinstitutionen wie dem Kindergarten und der Volksschule auf Kommunikationsschwierigkeiten stößt. Natürlich ist das Beherrschung einer zweiten Sprache eine Bereicherung, doch soll auch ein Augenmerk darauf geworfen werden, dass dennoch eine Minderwertigkeit bereits in frühen Kindheitstagen daraus entstehen könnte, nicht der deutschen Sprache so mächtig zu sein, wie es beispielsweise die österreichischen Mädchen und Buben sind. Ganz zu schweigen davon, dass, wie in zwei der Interviews angesprochen worden ist, es auch zur Diskriminierung aufgrund des

Migrationshintergrundes kommen kann. Man erlebt in solchen Situationen, dass das Sprechen einer anderen Sprache, das Tragen eines nicht österreichischen Nachnamens, das Nichterkennen österreichischer Traditionen, da man sie von zu Hause aus nicht kennt, als wunde Punkte, Angriffspunkte betrachtet werden können. Es sind Eigenheiten, die als Ursprung zur Entwicklung von Minderwertigkeitsgefühlen führen. Wenn man versucht, dieses Minderwertigkeitsgefühl zu vermindern, kommt es zu Kompensationsversuchen des Individuums. So versuchen diese beispielsweise in Anbetracht der Angehörigen der „Generation In-between“ sich besonders gut in die österreichische Gesellschaft zu integrieren. Solange diese Kompensationsversuche keinen weiteren Leidensdruck im Sinne von einer Überkompensation verursachen, wirken sie förderlich, da sie das Wohlbefinden positiv beeinflussen. (vgl. Raile 2022, 121)

8.7.5 Identität

Dies führt direkt zum nächsten Thema, welches individualpsychologisch betrachtet werden soll, da es eine Wichtigkeit im Zusammenhang mit den Angehörigen von traumatisierten Kriegsflüchtlingen darstellt. Es handelt sich um die Identität. Wie im vorherigen Absatz erläutert worden ist, erleben Kinder mit Migrationshintergrund bereits Minderwertigkeitsgefühle, die allein durch den Umstand, dass sie zu Hause eine andere Kultur erleben, als es für das Land üblich ist, zustande kommen. Diese Tatsache wirkt sich negativ auf die Entwicklung der Persönlichkeit aus, womit mit dem sogenannten Geltungsstreben als Gegenspieler des Gemeinschaftsgefühls reagiert wird. Polz (2018) beschreibt, dass das Streben nach Macht „der neurotische Versuch das Minderwertigkeitsgefühl zu überwinden ist“. (Polz 2018, 52) Das Geltungsstreben als Taktik, der Minderwertigkeit zu entkommen, führt jedoch ebenfalls zu Überforderung des Kindes, da dieses fürchtet, nicht den Ansprüchen der Eltern angemessen gerecht zu werden, und einen Liebesentzug sowie Enttäuschung erwartet. Das Überlegenheitsstreben hat in diesem Fall das Ziel die Aufmerksamkeit und Liebe der Eltern zu gewinnen. (vgl. Polz 2018, 52)

Aus individualpsychologischer Sicht lässt sich das Phänomen des Parentifizierungsprozesses im Sinne des Gemeinschaftssinnes, Überlegenheitsstrebens, auch genannt Geltungsstreben, und Minderwertigkeitsgefühls betrachten. Das Gemeinschaftsgefühl ist an das Minderwertigkeitsgefühl gebunden. Wenn Personen eine Minderwertigkeit spüren, so setzen sie lediglich Energie und Ressourcen dafür ein, diese zu kompensieren. Wodurch womöglich sich auch in weiterer Folge eine Überkompensation entwickeln kann, woraufhin ein verminderter Drang etwas für die Gemeinschaft beizutragen folgt. (vgl. Dreikurs 2019, 30)

Wie bereits bei der Beschreibung der destruktiven Parentifizierung im siebten Kapitel der vorliegenden Magisterarbeit erläutert worden ist, werden bei dem Phänomen der Parentifizierung dem Kind elterliche Pflichten aufgebürdet, die möglicherweise nicht dem Entwicklungsstand und dem Können des Kindes entsprechen. Durch die Missachtung des kindlichen Potentials und Kompetenzstandes fühlt sich das Kind unterlegen und entwickelt eine Minderwertigkeit. Kinder, die Aufgaben ihrer Eltern

übernehmen und sich um deren Wohlbefinden kümmern, ganz im Sinne der Parentifizierung, weisen soziale Fähigkeiten auf. Sie nehmen sich und ihre Bedürfnisse zurück, um die Eltern zu versorgen. Doch die Frage besteht darin herauszufinden, warum die Eltern ihre eigene Hilflosigkeit und Bedürftigkeit nicht selbst gesehen und etwas dagegen getan haben. Aufschluss über diese Fragestellung findet man im Werk von Anne-Ev Ustorf „Wir Kinder der Kriegskinder“ (1994). Darin schildert sie, dass sich Kriegsbetroffene nicht als schuldig oder bedürftig erleben, da sie sich selbst als Mitglied einer starken und sozialen Generation wahrnehmen würden. Sie würden dies daran festmachen, dass sie im Sinne des Gemeinschaftsgefühls nach Adler viel geleistet haben, um den Nachkommen ein besseres Leben zu gewährleisten. Das eigene Leid konnte durch das Arbeiten gut verdrängt und abgewehrt werden. Das Hervorbringen von Leistung war das Ziel. Jedoch führte dies dazu, dass sich die Kinder der Kriegsflüchtlinge dazu aufgefordert sehen, die Ziele und Wünsche der Eltern erfüllen zu müssen. (vgl. Ustorf 2009, 35)

Die Angehörigen der „Generation In-between“ befinden sich somit bereits von Anbeginn im Zwiespalt. Zum einen würden sie gerne eigene Bedürfnisse und erlebte Minderwertigkeiten kompensieren. Zum anderen besteht die Angst, den Ansprüchen der Bezugspersonen nicht gerecht zu werden. Dadurch könnten sie die Befriedigung essentieller Liebeserfahrungen gefährden. Aus dieser Situation heraus kann sich kein starkes Selbst ausbilden. Das Selbst erschließt sich aus der eigenen Zufriedenheit und befähigt das Individuum Bindungen und Liebesbeziehungen aufzubauen zu können. Eine gestörte Strukturbildung der Identität, bei welcher das Selbst sich nicht ausreichend auf andere Individuen beziehen kann, beeinträchtigt die normale narzisstische Entwicklung und führt zur Schädigung in weiterer Folge. (vgl. More 2013, 41) Identitätsirritationen sind das Resultat von nicht integrierbaren Anteilen der früheren Generationen in einem Selbst, die durch Gefühlserbschaften, wie es Freud formulierte, weitergegeben werden. Sie haben eine besonders spürbare Qualität und Intensität, da sie durch die Tabuisierung der Aufarbeitung von Ereignissen in der Familienbiografie unmöglich zu erkennen sind und somit im Verborgenen bestehen bleiben. (vgl. More 2013, 46) Die Irritation zeigt sich durch die Unmöglichkeit der Integration fremder Aspekte in die eigene Identität, die beim Individuum durch einen inneren Zwiespalt, starke Ambivalenzen, innere und reale Distanzierung, elterliche Konflikte und Ablösungsproblematiken bemerkbar machen. (vgl. ebd., 51) Trauma geht bei Kriegserlebnissen oft mit dem Tod einher. Der Verlust von Lebenden kann mit der Zeit akzeptiert werden. Doch die Leere, die aufgrund dessen besteht, bleibt erhalten. (vgl. Libeskind 1999, 3)

„Die traumatische Erfahrung zerstört den Schutzschild der Bedeutungsstrukturen im Menschen, schreibt sich dem Körper ein und nimmt direkten Einfluss auf die psychischen Funktionen. Der psychische Raum und die Symbolisierungsfähigkeit werden weitgehend vernichtet.“ (Leuzinger-Bohleber & Fritzemeyer 2016, 154)

Untersuchungen von Holocaust-Überlebenden zeigten auf, dass diese meist gravierende Empathiestörungen aufzeigen und aufgrund dessen nicht dazu fähig sind, die psychische Innenwelt ihrer Kinder ausreichend wahrzunehmen. Das sagt weiters aus, dass traumatisierte Eltern meist nicht in der Lage sind, aggressive, aber Entwicklungsgemäße Verhaltensweisen oder Versuche des Abnabelungsprozesses auszuhalten. (vgl. Leuzinger-Bohleber & Fritzemeyer 2016, 154 – 155)

Die Unfähigkeit, sich in andere hineinzuversetzen und Empathie zu verspüren, erinnert an die Mentalisierungsfähigkeit. Das Mentalisierungskonzept wurde in den 1990er Jahren von Peter Fonagy, Anthony Bateman und Mary Target zum Verständnis der Entwicklung des Selbst in der Psychotherapie entwickelt. Es ist eine Bereicherung der therapeutischen Praxis, da sie Hilfestellungen innerhalb der therapeutischen Ausübung gibt. (vgl. Heichinger 2022, 72)

„Unter Mentalisieren versteht man die Fähigkeit, mentale, also innerpsychische Zustände – z. B. Gedanken, Gefühle, Fantasien, Erinnerungen, Bedürfnisse, Werte, Wünsche, Begehrten etc. – bei sich selbst und anderen ganzheitlich erfassen, verstehend nachvollziehen und sich darauf beziehen zu können.“ (Heichinger 2022, 72)

Das Konzept der Mentalisierung kommt aus der Psychoanalyse und meint den Mangel an Symbolisierungsfähigkeit mentaler Zustände. Sie bildet sich aus der Kommunikation mit den Bezugspersonen aus und ist somit keine von vornherein gegebene biologische Determinante eines Menschen. Im Gegenteil handelt es sich bei der Fähigkeit des Mentalisierens um eine Kompetenz, die sich lebenslang weiterentwickelt. (vgl. ebd., 72) Bei traumatisierten Müttern und Vätern besteht die Problematik darin, dass sie die Nähe zu ihren Kindern nicht aufrechterhalten, sowie negative Affekte nicht spiegeln oder containen können. Unter Containment versteht man das Aushalten-Können der Psychotherapeutin bzw. des Psychotherapeuten von aufkommenden Spannungen in der Therapie. Man kann sich dies wie einen mentalen inneren Raum vorstellen, in welchem negative, noch nicht reife Gedanken gehalten werden, bis der Zeitpunkt der Lösung bereit erscheint. Containen ist somit eine Fähigkeit erlebte Impulse so lange für die Patientin oder den Patienten zu wahren, bis sie oder er bereit für die Bearbeitung ist. Dies stellt einen entwicklungsförderlichen Schritt dar, weshalb unbedingt Spannungen auch seitens der Klientinnen und Klienten erlebt werden sollten. (vgl. Stephenson 2018, 62) Der Grund für diese ablehnende Haltung negativer Emotionen gegenüber lässt sich darin finden, dass es bei den Bezugspersonen zur Erinnerung unerträglicher Erfahrungen führt. Erinnerungen sind von Individuen festgehaltene, durch den eigenen Lebensstil veränderte Eindrücke. Angehörige der sogenannten „Generation In-Between“ finden in den Lebensgeschichten ihrer Eltern meist eine Antwort auf die Frage ihrer früheren Kindheitserfahrungen. (vgl. Bögle 2012, 75 – 76) Als Teile unseres Lebensstils sind sie wertvolle Einblicke, die es zu verwerten gilt und um einen Menschen besser verstehen zu können. (vgl. Adler 1933b, 124) Die Wahrnehmung derselben muss unbewusst seitens der Erwachsenen, im Sinne des Abwehrmechanismus der Verdrängung, abgewehrt werden, wodurch dies zu einer verminderten Entwicklung der Mentalisierungsfähigkeit bei den Nachkommen führt. (vgl. Leuzinger-Bohleber &

Lebiger-Vogel 2016, 70 – 73) Die Problematik wird vor allem im sozialen Bereich sichtbar, wo ein Defizit der Mentalisierungsfähigkeit zu erheblichen Schwierigkeiten in Beziehungen führt. Sie wirkt nämlich beziehungsstiftend. (vgl. Heichinger 2022, 73 – 74) Besonders bei Traumatisierungen ist das Vertrauen des Betroffenen gestört, wodurch der Aufbau der Mentalisierungsfähigkeit sehr wichtig ist. (vgl. ebd., 80) Zudem verursacht das Trauma eine Überaktivierung des limbischen Systems. Dies führt dazu, dass der präfrontale Cortex gehemmt wird, wodurch das Gefühl der Hilflosigkeit und des Kontrollverlustes aus dem affektiven Hyperarousal resultieren. Die Anwendung des Mentalisierungskonzeptes unterstützt die Patientin oder den Patienten dabei mit Hilfe der Psychotherapeutin bzw. des Psychotherapeuten diesen Defiziten entgegenzuwirken und eine Regulierung des emotionalen Arousal zu ermöglichen. Das fördert die Beziehungskompetenz, Schaffung des Vertrauens, Affektsteuerung und Selbstkohärenz. (vgl. ebd., 83 – 84)

Bei den Betroffenen des Jugoslawienkriegs treten zudem Abwehrmechanismen ein, um das Selbst bestmöglich zu schützen. Traumata, die im sozialen Bereich fundieren, beeinflussen stark die Vulnerabilität des Individuums und somit die neurobiologischen Grundsysteme wie das Stressverarbeitungs- und Selbstberuhigungssystem. (vgl. ebd., 81) Unter dem Abwehrmechanismus versteht man Funktionen des Körpers und der Psyche, die unbewusst ablaufen und aufkommen, wenn eine Bedrohung besteht. Sein Ziel ist es, dass der Mensch an den Erlebnissen nicht zerbricht und wortwörtlich überlebt. Innerhalb der Therapie können solche bestehenden Abwehrmechanismen aufgedeckt und ersichtlich gemacht werden. Dies könnte den Abbau derselben fördern und lässt eine Verarbeitung der Ätiologie des Leidensdrucks zu. Die therapeutische Beziehung ist unter den Aspekten der Übertragung und Gegenübertragung zu betrachten. Die Übertragung und Gegenübertragung sind Phänomene, die etwas zutiefst Menschliches betreffen. (vgl. Rieken 2011, 303) Bevor man sich als Therapeutin oder Therapeut über Gegenübertragungssphänomene äußert, sollte der Grund dafür eruiert und die Bedeutung, sowie Auswirkung auf die Patientin oder den Patienten berücksichtigt werden. (vgl. Rieken 2011, 214) Zudem geht man in der Individualpsychologie von der Kraft des Unbewussten aus, welcher Einfluss auf unseren Lebensstil und die Finalität unseres Verhaltens hat. Unter dem Begriff der Finalität meint man, dass sämtliches Tun zweckbestimmt ist und somit der Erreichung eines höheren Ziels dient. Aus diesem Grund erscheint es beim Thema der transgenerationalen Traumaweltergabe sinnvoll die Individualpsychologie als Möglichkeit der Erweiterung des Verständnisses und Einsehens innerlicher Motive zu wählen. Das Prinzip der Finalität ist zum Verständnis der Parentifizierung notwendig. Das Ziel der Parentifizierung ist es, die Eltern aus der erlebten Hilflosigkeit zu holen, indem die Kinder früh beginnen Verantwortung und elterliche Aufgaben zu übernehmen. (vgl. Seidenfuß 1985, 136 – 137)

Wie aus den Ausführungen nun ersichtlich wurde, kann die Verbindung zur Individualpsychologie dabei helfen, das Trauma auf eine tiefere Weise zu verstehen. Die Individualpsychologie enthält Begriffe wie das Gemeinschaftsgefühl und Unbewusste, die im Zusammenhang mit transgenerationaler Traumaweltergabe Aufschluss bringen. Mit dem Wissen aus der Individualpsychologie wird das Individuum als Angehöriger der zweiten Generation von Kriegsflüchtlingen in seinem sozialen Kontext gesehen und

durch seine besondere Rolle in diesem Umfeld versucht zu verstehen. Die Konzepte dieser psychotherapeutischen Methode ermöglichen es der Leserin beziehungsweise dem Leser das Thema der transgenerationalen Traumaweltergabe mit gezieltem Blick auf die innermenschlichen Prozesse zu verinnerlichen. Aus genau diesem Grund wurde diese Magisterarbeit um das Kapitel der individualpsychologischen Analyse erweitert.

8.8 Charakterisierung der InterviewpartnerInnen

Dieser Abschnitt dient dem Zweck, einen Einblick in den Lebensstil der an der empirischen Forschung beteiligten Personen zu erhalten. Der Lebensstil kann als inneres Steuerungsprogramm des Menschen angesehen werden. Er stellt die persönlichen Überzeugungen und die Weltanschauung eines Individuums dar. (vgl. Ansbacher 1985, 253) Die Ergebnisse der empirischen Forschung wurden zuerst nach der Methode Mayrings anhand eines Kodierungssystems ausgewertet. Im Folgenden gilt es, die transkribierten Interviews qualitativ zu interpretieren, um ein besseres Bild von den befragten Personen zu enthalten.

8.8.1 Interviewpartnerin 1

Interviewpartnerin 1 hat nur sehr wenige Erinnerungen an ihre eigene Kindheit. Dies könnte daran liegen, dass der Abwehrmechanismus der Verdrängung aktiviert wurde, der unangenehme sowie schmerzhafte Empfindungen aus dem Bewusstsein verbannt. Im Hinblick auf die von IP1 genannten Erinnerungen wie den Schulbeginn und die Geburt der jüngeren Schwester wird deutlich, dass es sich um sehr prägende Ereignisse handelt, die einen großen Einfluss auf ihr Leben hatten. In Bezug auf Adlers Schriften kann dieses Ereignis – unter dem Aspekt der Entthronung – von IP1 als traumatisch erlebt worden sein. (vgl. Khoshrouy-Sefat 2013, 15) Unter Entthronung wird die nachgeburtliche Geschwisterkrise bezeichnet, die von dem Gefühl der Eifersucht des älteren Geschwisterchens begleitet wird und aus der Sorge, weniger Aufmerksamkeit vonseiten der Bezugsperson(en) zu erhalten, resultiert. (vgl. Seiffge-Krenke 2004, 225 – 226)

Die übrigen aufkommenden Erinnerungen stehen allesamt im Zusammenhang mit Gewalt. So wird berichtet, wie IP1 von ihrem Vater auf das Sofa geschmissen wurde und von ihrer Mutter körperlichen Missbrauch erfahren hat. Die Interviewpartnerin berichtet dies sehr nüchtern und distanziert. Eine diesbezüglich mögliche Assoziation in der Gegenübertragung ist, dass IP1 ihre negativen Gefühle nicht zulassen durfte, um die Beziehung zu den Eltern nicht zu gefährden. Der Begriff der Gegenübertragung entstammt der psychoanalytischen Praxis und meint jene Gefühle – vor allem Wut und Trauer –, die die Interviewpartnerin in der interviewenden Person als Analytikerin auslöst.

Obwohl anhand der Erzählungen von IP1 davon ausgegangen werden könnte, dass ihr Verhältnis zu den Erziehungsberechtigten schwierig sein muss, wird vom Gegenteil berichtet. Die Interviewpartnerin

meint, mit ihrer Familie sehr verbunden zu sein und eine freundschaftliche Beziehung zu ihren Eltern zu pflegen. Während des Interviews kommt es allerdings immer wieder zu widersprüchlichen Bemerkungen: Zum einen schätzt die Interviewpartnerin das innige, freundschaftliche und offene Verhältnis zu ihrer Mutter und ihrem Vater. Zum anderen fühlt sie sich jedoch sehr eingeengt und wünscht sich mehr Distanz zu ihrer Familie. Ein weiteres Beispiel einer widersprüchlichen Aussage ist, dass sie meint, ein offenes Verhältnis zu haben, sodass alle Themen besprochen werden können. Dennoch hat sie beispielsweise ihre erste Periode und ihre erste Beziehung sehr lange vor ihren Eltern geheim gehalten – aus Scham und aus der Angst vor deren Reaktion. Als die Interviewpartnerin davon berichtet, wirkt sie bedrückt. Es scheint, als ob sie sich mehr Unterstützung gewünscht hätte. Während des Gesprächs wird zudem klar, dass die Eltern keine Grenzen einhalten und frei von nicht kindgerechten Themen wie Scheidungsproblematiken, neuen PartnerInnen und Sexualität berichten. Gleichzeitig steht der Interviewpartnerin die Freiheit, diese Themen anzusprechen, nicht zu. Sie wirkt zu diesem Zeitpunkt auch sehr aufgebracht und wütend. Es scheint eine Rollenumkehr zwischen den Eltern und der Tochter zu bestehen, die als Phänomen der Parentifizierung einzuordnen ist.

Die Interviewpartnerin berichtet in Therapie zu sein und sich die Ablösung von den Eltern als Therapieziel gesetzt zu haben. Während des Interviews ruft ihr Vater an, wobei die Interviewpartnerin sogleich das Gespräch unterbricht, um sich zu melden. Dies untermauert ihr Verhalten, immer für die Eltern „einsatzbereit“ zu sein. Der Abnabelungsprozess hat laut IP1 nur äußerst schwierig stattgefunden, was wiederum für ein Festhalten der Eltern an ihrer Tochter steht. Diese könnte dadurch wiederum das Gefühl bekommen, sich nicht von ihrer Familie distanzieren zu dürfen, da diese Hilfe und Betreuung benötigt. Sie hat den Eindruck, ihre Familie im Stich zu lassen, oder unbewusst das Gefühl, ihnen einen weiteren Verlust aufzubürden, wenn sie beginnt, ihr eigenes Leben zu leben. Dadurch steht sie in einer ständigen Abhängigkeit von den Eltern, die sie daran hindert, ein eigenes Leben zu führen.

Sie betont ihre Dankbarkeit darüber, dass ihre Eltern ihr stets alles Materielle gegeben hätten und sie eine Klavierausbildung in der Musikschule absolvieren durfte. In der Literatur zum Thema transgenerationale Traumaweltergabe ist nachzulesen, dass der Zusammenhalt innerhalb der Kernfamilie sehr wichtig ist, da aufgrund des Krieges so viel Verlust erlebt wurde. Das Sich-an-das-Kind-Kletten durch die Erziehungsberechtigten verstärkt bei diesem allerdings das Gefühl, eingeengt zu sein. Die Frage, die sich an diesem Punkt stellt, ist, inwieweit das Klavierspielen ein Wunsch der Interviewpartnerin war oder eher der Vorstellung der Eltern entsprach, die durch das Kind verwirklicht werden sollte. In der Gegenübertragung scheint es nicht so, als hätte die Interviewpartnerin ein großes Interesse daran gehabt, das Instrument zu erlernen. Vielmehr stehen die Dankbarkeit und das Darstellen der Eltern als besonders großzügig und liebevoll im Vordergrund.

Die Träume von IP1 sind als Albträume einzuschätzen, die stets dem Schema von etwas Negativem und/oder Angstbesetztem folgen. In einem der beschriebenen Träume hat die Interviewpartnerin

Angst, dass ihrer jüngeren Schwester etwas passiert, sodass sie diese retten muss. Das Erziehen und Betreuen der jüngeren Geschwister fällt ebenso in die Kategorie der Parentifizierung. Denn auch wenn es weit verbreitet ist, zählt es dennoch nicht zu den Aufgaben des älteren Kindes, auf das jüngere Geschwisterchen aufzupassen. Es kann dabei schnell zur Überforderung kommen, da die Betreuung eines Kleinkindes nicht dem eigenen Kompetenzbereich entspricht. Gefühle von Druck und Überforderung verhindern das Entwickeln und Fokussieren auf eigene Ziele. Zudem schildert die Interviewpartnerin den Zustand im Traum als beängstigend, und es fällt auf, dass sie nicht um ihre eigene Sicherheit fürchtet, sondern nur um die der jüngeren Schwester. Dies zeigt erneut, dass die eigenen Bedürfnisse, zum Beispiel nach Schutz, vernachlässigt und als zweitrangig eingestuft werden. A. Freud führte den Begriff der altruistischen Abtretung (Freud A. 2012, 122) ein, der in diesem Punkt zuzutreffen scheint. Altruistische Abtretung würde im vorliegenden Fall bedeuten, dass die Interviewpartnerin die eigenen Triebregungen ignoriert, um genug Ressourcen zur Befriedigung der Bedürfnisse ihrer Familienmitglieder zu haben. (vgl. Bayer & Logé 2018, 71)

In Bezug auf einen anderen Traum berichtet IP1 davon, dass ihre Kernfamilie tot ist und wie Schweinehälften beim Metzger hängt. Ihr wird daraufhin von anderen Familienmitgliedern vorgeworfen, diese nicht gerettet zu haben. Erneut tritt hier also der Druck in den Vordergrund, sich für die Familie zu opfern und diese beschützen zu müssen. Jedoch handelt es sich auch um unbewusste Tötungsphantasien der Interviewpartnerin. Der Traum verdeutlicht den Wunsch, sich endlich von den Eltern loslösen und befreien zu können. In ihrem Traum wird dies erst durch den Tod der Familienmitglieder erreicht. Zudem wird die Familie als Einheit betrachtet, wobei IP1 nicht Teil dieser Einheit zu sein scheint, denn alle hängen beim Metzger – nur sie nicht. Dies ist ein Druck, der sie bereits ihr gesamtes Leben begleitet und aufgrund dessen sie es nicht schafft, ein eigenständiges, selbstbestimmtes und freies Leben zu führen. Darüber hinaus ist auch eine Rollenumkehr gegeben, da sich die Eltern um das Wohlergehen und die Sicherheit der Kinder sorgen sollten und nicht umgekehrt. Der Traum ist eine Darstellung davon, wie die Interviewpartnerin ihre Familiensituation wahrnimmt. Wie seit der frühen Kindheit erlebt, stehen die Sicherheit und das Wohlbefinden der Familie über den eigenen Wünschen und Bedürfnissen, was sich aus dem Phänomen der Parentifizierung heraus ergibt. Ausgehend von der Unfähigkeit, das Eigene wahrzunehmen, wurde die Identitätsentwicklung der Interviewpartnerin negativ beeinflusst.

Die Interviewpartnerin gibt des Weiteren an, Schwierigkeiten gehabt zu haben, eine eigene und stabile Persönlichkeit zu entwickeln. Wie auch andere Angehörige der Generation In-Between erlebt sie sich im Zwiespalt zwischen zwei Kulturen sowie als nicht zugehörig. Da sie sich primär immer um das Wohlergehen und die Not von anderen gesorgt hat, hatte sie keine Ressourcen, um sich um sich selbst zu kümmern. Sämtliche Kapazitäten werden für das Wohlergehen und die Wunscherfüllung sowie die Befreiung aus der Not der Eltern genutzt. Das Kletten der Erziehungsberechtigten an ihr Kind und die gefühlte Verbundenheit innerhalb der Kernfamilie können dabei auch zu einer Unsicherheit vor der Außenwelt führen. Denn die Eltern vermitteln möglicherweise unbewusst die Vorstellung, dass es nur

innerhalb der Familie sicher ist, infolgedessen sich die Interviewpartnerin nicht traut, sich auf die Umwelt einzulassen.

Im Sinne ihrer tendenziösen Apperzeption (vgl. Andriessens 1985, 33) wird alles vom Bewusstsein ferngehalten, was nicht zum Idealbild passt. So wird ausgeblendet, dass ihre Eltern sie instrumentalisieren und funktionalisieren, wie auch das genannte Beispiel der Musikschule zeigt. Es scheint, als hätten ihre Eltern narzisstische Tendenzen, was sich in Egoismus und Missachtung der Wünsche des Kindes ausdrückt. Vorrangig befriedigen sie die eigenen Bedürfnisse. Während des Interviews spricht die Interviewpartnerin hauptsächlich darüber, was getan und erreicht werden sollte. Sie nennt dabei keine eigenen Ziele, Wünsche oder Bedürfnisse. IP1 hat bereits früh begonnen, Aufgaben der Eltern, die nicht kindgerecht waren, zum Beispiel das Dolmetschen und das Überweisen von Rechnungen, zu übernehmen. So hat sie im Zusammenhang mit der Familie die Rolle der Finanzdirektorin und Mediatorin eingenommen, um die Eltern vor ihrer Hilflosigkeit zu bewahren. Mit dem Erleben der Notsituation verbunden, entstehen Minderwertigkeitsgefühle. Minderwertigkeitsgefühle sind sämtliche Gefühle, die aus der erlebten Not resultieren und zur Entwicklung kompensatorischer Strategien führen. (vgl. Kretschmer 1985, 285)

IP1 hat gelernt, sich den äußerlichen Situationen anzupassen und eigene Wünsche sowie Bedürfnisse als zweitrangig zu erachten. Gründe für diese frühe Aufgabenübernahme könnten in der Verringerung des Leides der Eltern, aber auch im eigenen Machtstreben liegen. Vor allem der unbewusste Wunsch, der eigenen Ohnmacht zu entkommen, erschließt sich aus den Erzählungen der Interviewpartnerin, massiver Gewalt ausgesetzt gewesen zu sein. Durch die Übernahme von Aufgaben der Erwachsenen konnte sich eine Macht durch Bedeutung entwickeln, weswegen sie der empfundenen Minderwertigkeit entfliehen konnte. Das Einnehmen der Erwachsenenrolle sowie die Übernahme von Verantwortung und nicht altersadäquaten Aufgaben sprechen für das Phänomen der Parentifizierung. Da die positiven Beziehungserfahrungen eine Voraussetzung für die Entwicklung des Gemeinschaftsgefühls sind, hat auch das bestehende Phänomen der Parentifizierung einen Einfluss darauf, wie sich die Interviewpartnerin als Teil der Gemeinschaft erlebt und welche Rolle sie im Zuge dessen einnimmt. Aufgrund der Tatsache, dass sie in ihrer Familie Überlegenheit erlebt hat, sich jedoch stets an die Familie anpassen musste, erscheint es plausibel, dass sie in ihrer Gemeinschaft Anforderungen zwar erfolgreich bewältigen kann, sich innerhalb von Gruppen jedoch unterordnet.

Das Helfersyndrom nach dem Konzept von Schmidbauer beschreibt die Überwindung des eigenen geringen Selbstwertgefühls durch das übermäßige Unterstützen anderer (vgl. Schmidbauer 2018, 7) Es kann ebenso als Konsequenz aus der Familiensituation resultieren, in der die Bedürfnisse und Wünsche der Erziehungsberechtigten als wichtiger und dringender erscheinen als die eigenen. Infolgedessen lässt sich vermuten, dass es sich bei dem Individuum um das unbewusste fiktive Ziel der Sicherheit und des Anlehnungsbedürfnisses handelt. Das Anlehnungsbedürfnis wiederum resultiert aus dem Schwächegefühl des Kindes gegenüber den Erwachsenen. Aus diesem entsteht schließlich auch das

Verlangen nach Zärtlichkeit. Ausgehend von diesem Wissen wäre aufseiten der Interviewpartnerin ein hohes Gemeinschaftsgefühl vorauszusetzen, da eigene Interessen und persönliche Überlegenheit aufgrund der bereits in der frühen Kindheit gemachten Erfahrungen nicht gegeben sind.

Adler ist der Ansicht, dass jedes Individuum nach Selbstverwirklichung und Überlegenheit strebt. Die Art und Weise, wie dies erreicht wird, wird als Lebensstil bezeichnet. Lebensstiltypisch scheint es, dass das durch die Eltern von IP1 erlebte Ohnmachtsempfinden durch Leistung zu kompensieren versucht wurde. Die Interviewpartnerin berichtet davon, immer nur sehr gute schulische Leistungen erbracht zu haben. Diese Erfolgsergebnisse führten aufseiten der Interviewpartnerin zur Erhöhung des Selbstwertgefühls. Die tendenziöse Apperzeption ermöglicht es, alle negativen Erfahrungen der Eltern kühl und ernüchtert zu erfassen und die positiven Seiten zu verstärken. Denn das Bild der freundschaftlichen, liebvollen Eltern, zu denen eine stabile, verbundene Beziehung geführt wird, darf nicht gefährdet werden. Lediglich die Träume der Interviewpartnerin zeigen die Ängste, die ihr Unbewusstes in sich birgt. Die Last, weitgehend für das Wohlergehen der Familie verantwortlich zu sein, bereitet ihr Angst. Nur durch Leistung und die eigene Aufopferung erhält die Interviewpartnerin die Liebe ihrer Familie.

8.8.2 Interviewpartner 2

Interviewpartner 2 sticht vor allem durch seinen männlichen Protest hervor. Der männliche Protest steht für die biologische Überlegenheit der Buben und Männer und die damit aufkommenden Minderwertigkeitsgefühle von Mädchen und Frauen. (vgl. Schmidt 1985, 272) Die Vielzahl antifeministischer Aussagen wie, „Eine Frau kann nicht die Aufgaben eines Mannes übernehmen“, und die Erwartung, wie sich Eltern rollenstereotypisch zu verhalten haben, können individualpsychologisch als Aggressionstrieb verstanden werden, der sich schließlich zu einem Machtstreben formt. Denn Macht stellt eine Form der Kompensation erlebter Minderwertigkeit dar. Aufgrund der Tatsache, dass IP2 nicht vor anderen mächtig gelten möchte, sondern es im Gespräch vielmehr so erscheint, als würde er Macht vor allem über seine jüngeren Geschwister ausüben und als wäre er generell der Auffassung, dass Männer über Frauen stehen, ist grundsätzlich von dem Streben nach Macht und nicht von jenem nach Geltung auszugehen. (vgl. Pongratz 1985, 267)

Der männliche Protest kann als Vorläufer des Geltungsstrebens erachtet werden. So äußert der Interviewpartner, dass eine geschlechtsstereotype Aufgabenverteilung gegeben sein sollte, da dies bereits in der Biologie verankert sei. Der Wunsch nach Macht des Interviewpartners wird durch seine Körperspannung, seinen starren Blick und seine zornige Stimmlage spürbar. Aufgrund der Intensität des Affekts treten Gegenübertragungsgefühle wie Ärger und Hilflosigkeit auf. Angesichts dessen stellt sich die Frage, ob dieser Wunsch nach Macht nicht genau aus einem Mangel an Wahrnehmung und Einfluss resultiert, den IP2 zu kompensieren versucht. Die Einstellung gegenüber dem anderen Geschlecht sowie die hohen Erwartungen an das Verhalten von anderen könnten es ihm erschweren, positive Beziehungen zu anderen aufzubauen. Wenn eine andere Person Macht hat, beispielsweise Vorgesetzte oder

BetriebsleiterInnen in Arbeitssituationen, könnte es sein, dass IP2 regidiert, also in eine frühere Entwicklungsstufe zurückfällt und erneut die kindliche Hilfslosigkeit und Ohnmacht spürt.

Das Gemeinschaftsgefühl wird von Adler als soziale Anlage definiert und als angeborenes Gegenmotiv zum Macht- und Geltungsstreben gesehen. Um die erlebte Schwäche und Hilflosigkeit zu überwinden, die der Vater und das Lehrpersonal bei dem Interviewpartner erzeugt haben, reagiert er mit dem Bedürfnis nach Macht. Das Ausüben von Macht kann bei sozialen Menschen ein hohes Gut darstellen und im positiven Sinne die Gemeinschaft fördern. Jedoch ist dies beim Interviewpartner nicht gegeben. So sieht er die aktuelle österreichische Gesellschaft als nicht funktionierend an. Wiederholt wünscht er sich Struktur und Ordnung; dies wird besonders anhand von Formulierungen wie „Jeder hat seine Aufgaben“, „Man wird in Schubladen gesteckt“ und „Das System funktioniert nur so“ sichtbar. Was jedoch durch diese Wünsche sichtbar wird, ist der Wunsch, Macht auszuüben und sich durch solche Verbesserungsvorschläge und Kritiken aus dem Gefühl der Minderwertigkeit, welches er durch seinen Vater und das Lehrpersonal in seiner Kindheit verstärkt erlebt hat, zu erheben. IP2 hat somit klare Vorstellungen, wie die Gesellschaft funktionieren sollte, um wirksam zu sein. Zudem setzt er seine Macht ein, um dieses Ziel zu erreichen.

Treten Ohnmacht und das Gefühl, Tatsachen und Situationen nicht verändern zu können, ein, erstarrt IP2. Wenn er keine Kontrolle hat, denkt er nicht mehr über die jeweilige Situation nach, da dies ohnehin sinnlos wäre. Der Wunsch nach Ordnung könnte für das erlebte Chaos zu Hause stehen. Es scheint, als ob der Interviewpartner sehr zwanghaft und autoritär erzogen wurde, wodurch er keinen Raum zur individuellen Entfaltung zur Verfügung hatte. Diesem Umstand könnten der Glaube, dass alles seine Ordnung haben müsse, und der Wunsch nach Kontrolle entstammen. Der Wunsch nach Kontrolle könnte dabei als Sicherheit erlebt werden. Der Interviewpartner berichtet angesichts dessen von der Strenge und Aggressivität seines Vaters und der vielen Kritik sowie von dessen hohen Erwartungen. In der Gegenübertragung sind dabei Schmerz, Enttäuschung und Erschöpfung wahrzunehmen. Der Interviewpartner wirkt traurig über den Zustand, dass er das Gefühl hatte, nie gut genug für seinen Vater gewesen zu sein. IP2 hat in der Schule, aber auch vonseiten seines Vaters Entmutigung erfahren, die schließlich zu einer mangelnden Motivation geführt hat. Die autoritäre Atmosphäre wurde jedoch nur von einem Elternteil, dem Vater, geprägt.

Die Mutter scheint liebevoll, empathisch und verständnisvoll gewesen zu sein. Als Erstgeborener kann der Vater den Sohn jedoch unbewusst als Konkurrenz wahrgenommen haben. Es gibt somit Anzeichen für einen bestehenden Ödipuskomplex, das heißt die übermäßige Bindung einer männlichen Person an die Mutter bei gleichzeitiger (unterschwelliger) Rivalität gegenüber dem Vater, die zu Zorn und Wut aufseiten des Vaters führt. (vgl. Porep 1985, 317) IP2 erlebte zudem bereits in seiner frühen Kindheit einen Machtkampf mit dem Vater, in dem er sich beweisen musste. Die kompensatorische Strategie des Widerstands wird vom Interviewpartner durch die unkontrollierten Affekte und Impulsdurchbrüche ausgelebt. Der verdrängte Zustand darüber, dass der Vater einen großen Druck sowie Neid ihm

gegenüber gezeigt hat, kann durch ausgelebte Emotionen als Versuch des Verteidigens verstanden werden.

Während des Interviews stellt sich heraus, dass der Interviewpartner einer Arbeit nachgeht, wodurch diese Lebensaufgabe als erfüllt angesehen werden kann. Allerdings hat er das Gefühl, sowohl zu Hause als auch in der Arbeit nicht ausreichend gesehen zu werden. Er äußert, bloß eine Zahl in dem Unternehmen zu sein. In der Gegenübertragung sind diesbezüglich wiederum Enttäuschung und Erschöpfung aufseiten des Interviewpartners wahrzunehmen. Darüber hinaus berichtet er von vielen Krankenständen und dem Fernbleiben von der Arbeitsstätte, was wiederum als Reinszenierung seiner damaligen Schulsituation wahrgenommen werden könnte. Denn in der Schule erlebte er aufgrund seines Migrationshintergrunds Diskriminierung, die wiederum Minderwertigkeitsgefühle ausgelöst hat. Zur gleichen Zeit entwickelte er migräneartige Kopfschmerzen, die zu einem Fernbleiben des Bildungsinstituts führten. Angesichts dessen stellt sich die Frage, was wohl das Gefühl der Nichtzugehörigkeit mit dem Gemeinschaftsgefühl macht. Schließlich steht das Gemeinschaftsgefühl mit der Gruppenkohäsion und dem Wir-Gefüls in Verbindung. Im Zusammenhang damit stellt sich also auch die Frage, ob das Symptom der Kopfschmerzen möglicherweise als Vermeidungsstrategie weiterer Minderwertigkeitsgefühle angesehen werden könnte. Allerdings können Kopfschmerzen auch als Organminderwertigkeit erlebt werden, die den Interviewpartner davon abhalten, freudespappenden Aktivitäten nachzugehen. (vgl. Kretschmer 1985, 323)

Während des Interviews entsteht der Eindruck, dass hohe schulische Leistungen von IP2 erwartet wurden, es jedoch nicht darum ging, was er als Kind tatsächlich gebraucht hätte. Angesichts dessen stellt sich die Frage, ob die erwähnten Kopfschmerzen eventuell unbewusst das Ziel erfüllen sollten, die Aufmerksamkeit und Fürsorge der Eltern zu erreichen. Denn bei IP2 wurde die Organschwäche nicht vererbt, sondern hat sich im Laufe seines Lebens durch äußere Umstände entwickelt.

Werden schließlich Parentifizierungsprozesse einbezogen, so musste auch dieser Interviewpartner sehr früh Aufgaben der Eltern übernehmen. Diese Übernahme elterlicher Pflichten, beispielsweise das Erziehen der beiden jüngeren Geschwister, sieht IP2 jedoch als normal an. Zudem sorgt er sich sehr um das Wohlergehen der Eltern und stellt diese Sorgen über seinen eigenen Gesundheitszustand. Früher legte er viel Wert auf ihre Meinung; dies hat nach den erlebten Enttäuschungen durch die für ihn zu hohen Ansprüche des Vaters jedoch nachgelassen. Dies deutet auf den Abwehrmechanismus der Verleugnung hin, dessen tendenziöse Apperzeption, also die subjektive Prägung der Wahrnehmung, es ihm ermöglicht, die Realität auf eine ertragbare Sicht zu sehen. Würde sich IP2 eingestehen, dass seine Eltern zu viel und noch dazu Leistungen verlangt haben, die nicht von dem eigenen Kind erzwungen werden sollten, könnte ihn eine Welle negativer Emotionen wie Wut überkommen, die seine Psyche womöglich destabilisieren würde.

Anders als bei Freud, der viel Wert auf Sexualität legt, steht bei Adler vor allem das soziale Interesse für die Entwicklung der Persönlichkeit im Vordergrund. In Anbetracht dessen, dass sich der

Interviewpartner den Wünschen seiner Familie unterordnet und für diese sorgt, kann von einer hohen Kooperationskompetenz und Beachtung der Gefühle und Interessen anderer ausgegangen werden. Die persönliche Finalität lässt sich aus dem Ziel des positiven Selbstwertgefühls schließen, das als Endziel oder Persönlichkeitsideal bezeichnet werden kann. Bei IP2 kann jedoch von einem geringen Selbstwertgefühl ausgegangen werden, das aus der autoritären Atmosphäre in der frühen Kindheit und der Präsenz des Phänomens der Parentifizierung resultiert. Zudem zeigt der Interviewpartner während des Gesprächs eine motorische Unruhe, die sich in Zittern äußert.

Der Interviewpartner sagt aus, sich als Serbe zu definieren, auch wenn er nie in Serbien gelebt hat. Er fühlt sich dem Land zugehörig und ist der Meinung, mit „Ex-JugoslawInnen“ besser auszukommen. Seine erste Kindheitserinnerung handelt davon, dass er bei seinen Großeltern in Serbien unter einem Baum sitzt. Die Erinnerung zeugt von einer tiefen Verbundenheit zum Land. Möglicherweise wird Serbien in den Erinnerungen des Interviewpartners auch als besonders attraktiv und schön wahrgenommen, da er dort viel Zeit als Kind verbracht hat. Die beabsichtigte Wirkung hinter diesem Affekt könnte der Wunsch sein, die in Österreich erfahrene Diskriminierung zu verdrängen.

8.8.3 Interviewpartner 3

Der dritte Interviewpartner scheint alle drei Lebensaufgaben erfüllt zu haben. Er hat ein Studium absolviert, ist berufstätig, verheiratet und hat zudem ein gutes Verhältnis zu seiner Familie sowie einen Freundeskreis, von dem er positiv berichtet. IP3 berichtet von einem positiven Verhältnis zu seinen Eltern und beschreibt das familiäre Zusammenleben als „schön“. Auch zu späteren Zeitpunkten des Interviews wirkt die Beziehung zu den Erziehungsberechtigten stabil, wodurch von positiven ersten Beziehungserfahrungen ausgegangen werden kann. Allerdings wirkt es in der Gegenübertragung mehr nach Schein als Sein: Es fühlt sich so an, als ob der Interviewpartner zum Schutz seiner Familie eine Fassade aufrechterhalten wollte, denn die Antworten über seine Eltern und die familiäre Atmosphäre kommen allesamt sofort, also ohne zu überlegen.

IP3 berichtet im Laufe des Interviews von den hohen Erwartungen und klaren Vorstellungen des Vaters. Dies wiederum klingt nach einem Korsett, in das sich der Interviewpartner hineinzwängen musste. So berichtet er, als Kind die Wunschvorstellungen seiner Eltern erfüllt zu haben, um Liebe zu erfahren. Er erzählt dabei von einer elterlichen Liebe durch beide Elternteile, sodass davon ausgegangen werden kann, dass er sich bereits sehr früh angepasst hat. Zu erwähnen ist an dieser Stelle außerdem, dass der Interviewpartner aktuell noch mit seinen Eltern zusammenlebt, wodurch auch der Gedanke eines nicht vollzogenen erfolgreichen Abnabelungsprozesses entsteht. Es könnte zudem das unbewusste Ziel des Interviewpartners sein, weiterhin für seine Familie zu sorgen und diese unterstützen zu wollen. Um nicht erneut die Notsituation aus seiner frühen Kindheit erleben zu müssen, in der seine Eltern keine finanziellen Mittel hatten und kaum anwesend waren, denkt er womöglich, dass das gemeinsame Leben im Haus eine Lösung darstellt. Denn nun ist er berufstätig und kann die Eltern auch finanziell

unterstützen, wozu er als Kind nicht in der Lage war. Ein Mehrgenerationenhaushalt ermöglicht es, diesen Ansprüchen nachzugehen, denn er verlangt Kooperation sowie soziale Interaktion, verstärkt das Zusammengehörigkeitsgefühl und entspricht dem Bedürfnis nach Nähe. In der Kindheit von IP3 herrschte ein Mangel an Befriedigung dieser Bedürfnisse, weshalb er nun versucht, diese selbst zu kompensieren, indem er nicht von zu Hause auszieht. Dies kann den Bemerkungen entnommen werden, dass er während seiner Kindheit hauptsächlich alleine war und die Eltern aufgrund ihrer Berufstätigkeit nur selten Zeit mit ihm verbrachten.

Seine früheste Kindheitserinnerung umfasst das Haus, in dem er und seine Schwester zur Welt gekommen sind. An dieses hat der Interviewpartner nur negative Erinnerungen, beispielsweise das Gefühl, sehr viel allein gewesen zu sein. Im Zusammenhang mit der aktuellen Wohnsituation stellt sich die Frage, ob er nicht vielleicht unbewusst im Elternhaus bleibt, um die gemeinsame Zeit mit seinen Eltern nachzuholen. In seinen Schilderungen dieser Erinnerung wirkt er erschrocken und traurig. Es könnte sein, dass diese Emotionen, also Trauer und Angst, eng mit der damaligen Situation verbunden sind. Auch der Punkt des Babysittens der zukünftigen eigenen Kinder des Interviewpartners durch seine Eltern lässt offen, ob er dadurch eventuell eine Korrektiverfahrung erleben möchte, indem er sieht, wie sich die Eltern um die Enkel sorgen und sich dieses Mal auch tatsächlich die Zeit dafür nehmen. Möglicherweise besteht hier auch der Wunsch, als erwachsener Mann für das Wohlergehen der eigenen Kinder einzustehen und die Eltern zurechtweisen zu können. Dies umfasst somit all das, was IP3 als Kleinkind selbst nicht tun konnte. Ein unbewusstes fiktives Ziel von IP3 könnte auch der Wunsch nach Nähe sein sowie danach, gesehen zu werden.

Der Interviewpartner berichtet davon, dass er bei Regen in die Schule marschiert ist und sich niemand für ihn interessiert hat. Er zieht viele Vergleiche zu den anderen Kindern aus seiner damaligen Klasse, wodurch deutlich wird, dass er Ungerechtigkeit empfindet. Auch hätte er Ausflüge verpasst, da sich die Eltern nicht darüber informiert hätten. Er erlebte eine Minderwertigkeit dadurch, dass die anderen Kinder in seiner Klasse mehr von ihren Erziehungsberechtigten umsorgt wurden. Der Grund dafür liegt ihm zufolge in Deutschkenntnissen, an denen es den Eltern zu diesem Zeitpunkt gemangelt hätte. IP3 hat in seiner Kindheit zudem erlebt, wie seine Eltern hart gearbeitet haben, um sich einen Wohlstand aufzubauen. Es könnte somit die unbewusste Motivation des Interviewpartners gewesen sein, besonders erfolgreich zu werden. Eventuell war die erlebte Hilfslosigkeit der Eltern auch der Grund für seine Leistungen im schulischen und später im universitären Bereich. Denn aus einem Minderwertigkeitsgefühl in der Kindheit kann sich ein Geltungsstreben entwickeln, das das unbewusste fiktive Ziel verfolgt, durch Leistung gesehen zu werden und Macht zu erlangen. Dies würde den Antrieb und die Motivation des Interviewpartners erklären, Jahrgangsbester in der HTL sowie in einem technischen Studium gewesen zu sein. Die kompensatorische Strategie, die aus der Notlage entwickelt wurde und aus der Überwindung dieser Minderwertigkeitsgefühle resultierte, ist die Überkompensation durch Leistung. Überkompensation ist hier deshalb zu verorten, weil IP3 nicht nur die erlebte Minderwertigkeit ausgleicht, sondern darüber hinaus stets der Beste sein wollte. Er schießt somit über das Ziel heraus,

sodass hier nicht von einer Kompensation gesprochen werden kann. Das unbewusste fiktive Ziel stellt in diesem Zusammenhang das Streben nach Überlegenheit und Sicherheit dar. (vgl. Rogner 1985, 230)

8.8.4 Interviewpartnerin 4

Auch diese Interviewpartnerin scheint wie die zuvor genannten in einem autoritäreren Haushalt aufgewachsen zu sein, in dem viel von ihr erwartet wurde. Beide Elternteile seien sehr streng gewesen und hätten hohe Ansprüche an IP4 gestellt. Es gab stets viele Regeln, und es scheint, als seien die Wünsche und Interessen der Interviewpartnerin nicht wahrgenommen worden. Während des Interviews nennt sie keine eigenen Ziele, Wünsche oder Interessen, sondern nur das, was sie als Kind leisten musste, um von den Eltern gesehen zu werden. Hat sie die Anforderungen erfüllt, erhielt sie die notwendige Liebe und Anerkennung, die sich ein Kind wünscht und braucht. Zudem äußert sie, das Gefühl gehabt zu haben, dass ihre Eltern sie nicht als Tochter wahrgenommen haben, da sie schon früh und über ihren Kompetenzbereich hinaus bestimmte Aufgaben übernommen hat. Diese Aufgaben waren beispielsweise: Dolmetschertätigkeiten, das Durchführen von Überweisungen, Terminvereinbarungen, Haushaltsaufgaben etc.

Der Vater sei in ihren Augen ein Kontrollfreak gewesen, der ihr keine Freiheiten geboten hat. In der Assoziation stellt sich die Frage, ob der Vater womöglich so gehandelt hat, um die Tochter zu schützen. Die Erzählungen des Vaters und dessen Kindheit sind von einer Reihe traumatischer Ereignisse wie einem Motorradunfall, dem frühen Tod seines Vaters und der anschließenden Flucht vor dem Krieg geprägt. Dies umfasst also eine Reihe von Ereignissen, denen sich der Vater schutzlos ausgeliefert gefühlt hat und vor denen er nun das eigene Kind beschützen möchte. Allerdings fehlen dabei die Realitätsbezogenheit und die Sicht des Kindes. Schließlich wächst dieses nicht inmitten eines Krieges auf, und die hohen Anforderungen des Vaters führen lediglich dazu, dass das Kind das eigene Zuhause als Gefahr erlebt, das Unsicherheit und Angst hervorruft. Die Angst vor der väterlichen Reaktion im Fall eines Scheiterns führt somit zu Überforderung und einer Steigerung des Minderwertigkeitsgefühls.

Ihre erste Kindheitserinnerung beschreibt IP4 als mit der Mutter im Kinderbett liegend, wobei sie sich vor allem an das Streicheln des Nagels der Mutter erinnert. Es scheint eine Nähe bestanden zu haben, an die sich die Interviewpartnerin gerne zurückerinnert. Während des Erzählens lächelt IP4, wodurch diese Nähe zusätzlich spürbar wird. Die Mutter wird in ihren Erzählungen dennoch in erster Linie als lieblos und kalt beschrieben. Der Vater wiederum sei nur selten anwesend gewesen, da er viel gearbeitet habe. Die Interviewpartnerin scheint bei diesen Erwähnungen sofort das Gefühl zu haben, ihre Eltern in Schutz nehmen zu müssen. Denn sie äußert, dass ihre Eltern zwar nicht der Aufsichtspflicht nachgekommen wären, dafür jedoch klare und nachvollziehbare Gründe gehabt hätten. Auch während des Gesprächs schützt die Interviewpartnerin ihre Eltern immer wieder. Sie scheint dabei jedoch nicht nur zum Schutz ihrer Eltern, sondern auch zum Schutz ihrer eigenen Psyche eine Mauer errichtet zu haben. Das Aufzeigen negativer elterlicher Taten könnte sie daher entweder verneinen, oder es könnte

Emotionen wie Wut auslösen, denn die Eltern wurden seit frühester Kindheit als hilflos erlebt, sodass es gilt, diese zu schützen. Dies ist eine verinnerlichte Sichtweise, die nur im Rahmen einer Psychotherapie aufgebrochen werden könnte.

IP4 zeigt parentifizierende Tendenzen. Abgesehen davon, dass während des Interviews deutlich hervorgeht, dass sie ihre Eltern schützt, bestehen weitere Indizien: So hatten und haben ihre Eltern einen großen Einfluss auf ihre Lebensgestaltung, und sie ist sehr besorgt um deren Wohlbefinden. Die Interviewpartnerin berichtet, seit der frühen Kindheit Aufgaben der Eltern übernommen zu haben, um ihnen eine Last abzunehmen und sie aus ihrer Notsituation zu befreien. Auch heute noch übernimmt sie Aufgaben der Eltern, um diese aus der Hilfslosigkeit zu befreien. Dies wirkt wie eine Art Aufopferung der Interviewpartnerin, um die Familie zu unterstützen. Sie berichtet darüber hinaus, dass ihre Eltern als Ausländer abgestempelt worden seien und negative Erfahrungen gesammelt hätten. Um nicht die gleiche Diskriminierung zu erfahren, hätten sie und ihre Schwester sich das Ziel gesetzt, sich möglichst gut in die österreichische Kultur zu integrieren. Bei diesen Schilderungen wirkt sie sehr stolz. Das gleiche Gefühl war auch in der Gegenübertragung, insbesondere im Kontext der schulischen Leistungen, zu spüren. Die Interviewpartnerin versucht, die erlebte Notsituation der Diskriminierung, der Entmütigung und des Drucks vonseiten der Eltern durch Leistung zu kompensieren, denn anhand ihrer Leistung gelingt es ihr, die aufkommenden Minderwertigkeitsgefühle auszubalancieren. Sie erwähnt zudem, ein Minderwertigkeitsgefühl beim Sprechen der serbokroatischen Sprache zu empfinden, da sie das „R“ nicht rollen könne. Aus dieser Minderwertigkeit heraus habe sie versucht, besonders gute Deutschkenntnisse zu erwerben.

Die Interviewpartnerin scheint sich sehr gut an äußere Umstände anpassen zu können, dabei jedoch stets das Gefühl zu haben, die Erwartungen von anderen erfüllen zu müssen. Im Hinblick auf die bestehenden Parentifizierungsphänomene bestehen bei IP4 ein hohes soziales Interesse sowie der Wunsch, anderen zu helfen und Aufgaben zur Entlastung anderer zu übernehmen, wie dies auch beim Helfersyndrom gegeben ist (vgl. Schmidbauer 2018). Aus diesem Grund kann bei IP4 von einer hohen sozialen Kompetenz ausgegangen werden, die in den Lebensaufgaben der Gemeinschaft und Liebe zur Erfüllung führt. Die Gefahren, die dabei bestehen, sind vor allem die ausbleibende Entwicklung der eigenen Persönlichkeit und das Nichteinstehen für eigene Bedürfnisse. Hier könnte ein Defizit vorliegen, da die Interviewpartnerin seit frühester Kindheit gelernt hat, eigene Bedürfnisse hintanzustellen. Des Weiteren ist sie es gewohnt, hohe Leistungen zu erbringen, um Anerkennung zu erhalten. Womöglich röhrt der Druck in diesem Zusammenhang jedoch nicht nur von der autoritären Erziehung durch ihre Eltern, sondern auch von dem Bedürfnis, den eigenen Selbstwert zu steigern. Da sie sich durch Leistung definiert und auch ihr Persönlichkeitsideal davon abhängig ist, kann die Interviewpartnerin bei Niederlagen möglicherweise zusammenbrechen.

IP4 berichtet also von einem hohen Leistungsdruck und einer autoritären Erziehung, die sie in ihrer Kindheit erfahren hat. Angesichts dessen äußert sie mitunter, dass sie nur Topleistungen in der Schule

erzielen durfte, um Freizeitaktivitäten wie gemeinsame Zeit mit Freundinnen erleben zu dürfen. Auch in der Gegenübertragung entsteht so der Anschein hohen Drucks, dem die Interviewpartnerin ausgesetzt war. Zudem hat sie in einem sehr guten Sportverein gespielt, im Zuge dessen sie ebenfalls (physische) Leistung erbringen musste. Da hier nicht nur die Kompensation der eigenen Minderwertigkeitsgefühle durch Bereiche, die das Selbstwertgefühl steigern, vorliegt, sondern die Interviewpartnerin mit den Anforderungen an sich selbst über das Ziel hinausgeschossen ist und noch dazu erneut Minderwertigkeit erlebt hat, wenn sie die gesetzten Ziele nicht erreicht hat, kann in diesem Fall von einer Überkompensation als Versuch der Überwindung der Minderwertigkeit ausgegangen werden.

8.8.5 Interviewpartner 5

Der fünfte Interviewpartner ähnelt durch die Position als ältester Sohn von insgesamt drei Kindern dem zweiten Interviewpartner. Auch er sieht sich als Beschützer seiner jüngeren Geschwister und berichtet, die Verantwortung für diese getragen zu haben. Bereits von früher Kindheit an sorgte er sich um das Wohlergehen seiner Geschwister und beschützte diese in Konfliktsituationen. IP5 berichtet davon, dass seine Eltern sehr selten zu Hause waren und viel gearbeitet haben. Zudem sei der Vater physisch gewalttätig und aggressiv gewesen, doch bei diesen Schilderungen beginnt der Interviewpartner zu lachen. Die Devise seines Vaters sei gewesen: „Entweder machst es oder du kassierst.“ Auch bei weiteren Erzählungen von Gewalt, beispielsweise als ihn ein Mann mit einem Messer verfolgt habe und er um sein Leben gerannt sei, lacht er. Bei einigen anderen Schilderungen, die Zuhörende als traurig, erschreckend oder beängstigend empfinden würden, lacht der Interviewpartner ebenfalls. Humor wird bei ihm somit als Abwehrmechanismus eingesetzt. Durch den Humor drückt er seelische Konflikte aus, lässt jedoch nicht zu, dass ihn diese behindern oder verletzen (vgl. Hellgardt 1985, 202). IP5 war in den geschilderten Fällen jeweils in der Opferrolle, und zwar sowohl seinem Vater als auch dem Angreifer gegenüber. Um sich aus dieser Position zu erheben, berichtet er stolz, in Kämpfen mit dem jüngeren Bruder gewonnen zu haben. In diesem Zusammenhang scheint es, als ob der Interviewpartner versucht hätte, die erlebte Schwäche und Ohnmacht gegenüber dem Vater in Konflikten mit seinem Bruder zu wiederholen, um das Gefühl der Machtlosigkeit durch Erfolge gegen diesen umzukehren. Dies erweckt somit den Anschein, als hätte er frühere Erfahrungen zu korrigieren versucht.

Das Verhältnis zu seinen Eltern beschreibt der Interviewpartner als „phänomenal“. Die tendenziöse Apperzeption scheint wirksam zu sein; sie ermöglicht es dem Interviewpartner, die Realität subjektiv nach seinen Vorstellungen wahrzunehmen. Auch hier sind der Schutz der Eltern sowie die Beziehung zu diesen wichtig. In der Gegenübertragung wird vor allem Stolz spürbar, als der Interviewpartner davon berichtet, der Lieblingssohn der Mutter gewesen zu sein. Angesichts dessen stellt sich die Frage, ob hier ein möglicherweise bestehender Ödipuskomplex den Konflikt zwischen Vater und Sohn weiter gefördert hat. Dies könnte immerhin eine Erklärung für das aggressive Verhalten des Vaters darstellen.

Zu seinen Eltern habe IP5 grundsätzlich nicht viel Kontakt gehabt, da diese viel gearbeitet hätten. Ein Mangel an Anerkennung, Liebe und Nähe durch die Abwesenheit der Eltern könnte somit ebenfalls gegeben sein. Zudem hätte er die Erwartungen der Eltern und die hohen Ansprüche, eines Tages als Arzt tätig zu sein, nicht erfüllen können. Er gibt als Grund für das Scheitern in der Schule einen falschen Freundeskreis an; womöglich war hierfür aber auch das von ihm geschilderte Chaos zu Hause verantwortlich. In der Gegenübertragung entsteht der Eindruck, dass IP5 viel Zeit außerhalb der Wohnung verbracht hat, um sich Zustimmung und Anerkennung von Freundinnen und Freunden zu holen, die er zu Hause nicht bekommen hat. Zudem könnte dies mit dem Versuch zusammenhängen, die aufkommenden Minderwertigkeitsgefühle, die aus der Aggressivität und der Gewalt seitens des Vaters sowie aus den nicht zu erfüllenden Ansprüchen beider Elternteile resultierten, zu vermeiden.

Im Laufe des Gesprächs wird deutlich, dass der Interviewpartner alle drei von Adler genannten Lebensaufgaben erfüllt. Er hat trotz anfänglicher schulischer Leistungen einen Job, lebt mit seiner Frau zusammen, hat einen Freundeskreis sowie ihm zufolge „eine sehr gute Beziehung“ zu seinen Familienmitgliedern. Allerdings scheint es, als ob IP5 eine Suchtproblematik im Sinne einer Spielsucht entwickelt hat. Er umschreibt sein Suchtverhalten als schambesetztes Konsumverhalten, gibt es jedoch nicht direkt zu, denn er erwähnt sofort, nicht näher auf das Thema eingehen zu wollen. Womöglich ist die Erkrankung schambehaftet, da er sie als Schwäche wertet. Zudem gibt er seinen Eltern nicht die Schuld daran, glaubt jedoch, dass diese nicht ihren elterlichen Pflichten nachgegangen sind. Sie hätten ihm aus seiner Notsituation heraushelfen können, wenn sie diese wahrgenommen hätten. Der Interviewpartner wurde in seiner gesamten Kindheit nicht ausreichend von seinen Eltern gesehen. Aus seinen Kindheitserinnerungen berichtet IP5 beispielsweise, im Kindergarten ganz hoch auf ein Klettergerüst geklettert zu sein, wobei Unsicherheit darüber bestand, ob er springen sollte. Hier werden also die Selbstzweifel des Interviewpartners sichtbar. Beim Landen nach dem erfolgten Sprung hätte er sich mit seinen Schneidezähnen ein Loch in seine Zunge gebissen. Die gesamte Erzählung der Kindheitsdarstellung erfolgt dabei ohne emotionale Besetzung – bis auf die Anmerkung des Lochs, die durch ein Lachen begleitet wird. An dieser Stelle kommt der bereits genannte Abwehrmechanismus des Humors somit erneut zum Tragen. Die bestehende Unsicherheit bezüglich des Sprungs vom Klettergerüst könnte ein Indiz dafür sein, dass IP5 seine eigenen Kompetenzen als Kind nicht kannte, da ihm seine Eltern stets gesagt haben, was er kann und will. Zudem stellt sich der Interviewpartner selbst die Frage, ob seine Eltern überhaupt angemessen auf seine Verletzung reagiert haben. Er fragt sich, ob ein Arztbesuch notwendig gewesen wäre. Hierbei wird Trauer des IP5 spürbar.

Der Wunsch, Arzt zu werden, sowie die für den Interviewpartner zu hoch angesetzten Ansprüche und Erwartungen zeigen deutlich, dass es nicht darum ging, was er wollte, sondern was sich seine Eltern für ihn gewünscht haben. Möglicherweise liegt die Schuldfrage auch darin, dass der Interviewpartner von klein auf Aufgaben der Eltern übernommen hat, um diese aus ihrer Notsituation zu befreien und zu unterstützen. Schließlich ist er selbst in eine Notsituation geraten, aus der ihm seine Eltern jedoch nicht geholfen haben. Erneut haben sie ihn in seiner eigenen Hilflosigkeit und Ohnmacht nicht

wahrgenommen. Er hat sich zudem nicht nur um seine Geschwister gesorgt, sondern auch weitere Aufgaben der Eltern wie Bestellungen, Überweisungen, Terminvereinbarungen, handwerkliche Tätigkeiten, etc. übernommen. IP5 meint angesichts dessen, dass seine Eltern von ihm immer sofort die Hilfe bekommen würden, die sie brauchen. In der Assoziation können die Eltern somit als Babys betrachtet werden, die bei ihrem ersten Schrei sogleich von IP5 umsorgt werden.

In Bezug auf einen Traum berichtet der Interviewpartner schließlich von einer großen Angst, die ihn noch lange Zeit danach begleitet hätte. Der Traum handelte von einem Bombenanschlag, der in Serbien stattgefunden habe. Der Interviewpartner sei ein Kind gewesen und hatte große Angst um seine Großmutter. Am Ende des Traums seien alle durch die Explosion der Bombe gestorben. Im Kontext der transgenerationalen Traumweitergabe besteht die Hypothese, dass auch Ängste weitervererbt werden können. Interessant ist der Traum unter diesem Aspekt, weil es sich dabei womöglich um die Angst eines der Elternteile um die Großmutter von IP5 handeln könnte.

8.8.6 Interviewpartnerin 6

Die sechste Interviewpartnerin ist nicht das erstgeborene Kind, hat – anders als der ältere Bruder – aber dennoch die Aufgaben der Eltern zu ihrer Entlastung übernommen. Sie berichtet von der Notsituation ihrer Eltern, als diese nach Österreich geflüchtet sind. Ihnen sei es ein großes Bedürfnis gewesen, sich nach Erfahrungen der Diskriminierungen möglichst gut in die österreichische Kultur zu integrieren. Die Interviewpartnerin erwähnt, sich als Österreicherin zu sehen. Aus dem Interview geht zudem hervor, dass die Nationalitäten in ihrer Familie schwierig zu benennen sind, da diese sehr „durchgemischt“ seien. So sei ihre Familie kroatischer Abstammung, jedoch hätte sie in Serbien gelebt. Hier entsteht der Verdacht, dass die Interviewpartnerin es möglicherweise aus Einfachheit vorzieht, sich als Österreicherin zu definieren, denn anders als ihre „ex-jugoslawische“ Herkunft ist dies viel unkomplizierter zu erklären.

Die Interviewpartnerin berichtet von ihrer ersten Kindheitserinnerung, bei der sie mit ihrer Großmutter am Herd stand und Milch kochte. Dies sei ihre einzige Erinnerung an die in Serbien lebende Großmutter. In der Gegenübertragung wird vor allem die Freude, die diese Erinnerung beinhaltet, deutlich. Ihre Großmutter stützt sie in dieser Erinnerung, sodass der Anschein des Festhaltens an der Großmutter, die bereits verstorben ist, entsteht. Dementsprechend ist es möglich, dass diese Großmutter der Interviewpartnerin positive Beziehungserfahrungen wie Nähe, Anerkennung, Liebe und Unterstützung geboten hat – Erfahrungen der Bedürfnisbefriedigung, die ihre Eltern womöglich nur gering oder kaum nachgegangen sind.

Gleich zu Beginn des Interviews berichtet IP6, wie mächtig sie sich bei der Unterstützung ihrer Eltern gefühlt hätte. Sie rivalisiert mit ihrem älteren Bruder und erzählt mit Stolz, dass sie das Kind sei, das zuverlässig und brav gewesen sei. Anders als ihr Bruder, der „nur Scheiße gebaut hat“, hätte sie sich

stets an die Regeln der Eltern gehalten und so beispielsweise nie ihre Haare gefärbt, übermäßig Alkohol getrunken oder zu rauchen begonnen. In diesem Zusammenhang scheint ein Anlehnungsbedürfnis aktiviert worden zu sein, das nach der fürsorglichen Zuwendung der Eltern strebt. Anhand der Befolgung aufgestellter Regeln bestand so die Hoffnung, mehr Aufmerksamkeit der Eltern zu erhalten. Zu einem späteren Zeitpunkt des Interviews wird klar, dass die Interviewpartnerin es aufgrund ihres Geschlechts schwieriger hatte als ihr Bruder. Denn der Mann sei stets die Autoritätsperson gewesen, und die Frau hätte sich unterzuordnen.

Zu den Eltern habe sie ein gutes Verhältnis. Angesichts des Phänomens der Parentifizierung berichtet sie, wie sie stets Aufgaben für diese übernommen hat, betont dabei jedoch, dass die Eltern dies sicher auch alleine geschafft hätten, oder erklärt, warum Hilfe benötigt wurde. So legt sie nahe, dass ihre Eltern nichts dafür konnten, der deutschen Sprache in Schrift nicht mächtig zu sein, da sie es ja nie gelernt hätten. Weiters erzählt sie, stets diverse Termine für die Eltern zu vereinbaren, auch wenn sie den Grund dafür nicht einsehe. An dieser Stelle wird erstmals Wut aufseiten der Interviewpartnerin spürbar. Bei der Frage, wie sie zum Ukraine-Russland-Krieg steht, scheint ebenfalls verstärkt Wut aufzukommen. IP6 empfindet vor allem die Behandlung der ukrainischen Flüchtlinge als ungerecht, da den „ex-jugoslawischen“ Flüchtlingen damals nicht im gleichen Ausmaß geholfen worden sei. Es handelt sich dabei vordergründig um Wut auf die Politik und die mangelnden Unterstützungsangebote für „ex-jugoslawische“ Flüchtlinge, die IP6 nun auf die ukrainischen Kriegsflüchtlinge überträgt. Die aufkommende Wut kann aus der Verzweiflung resultieren, ihre Eltern damals nicht geschützt haben zu können, und der Hilfslosigkeit, die diese bei der Ankunft in Österreich erlebt haben mussten.

Ihr Vater sei sehr streng und emotionslos gewesen; er war die Autoritätsperson der Familie. Im Gegensatz dazu hatte die Mutter die Rolle der Friedensstifterin, war stets leise und ruhig. In den Schilderungen der vorgelebten Rollenverteilung der Eltern wird die Angst der Interviewpartnerin spürbar, wie ihre Mutter zu werden. Sie sei ganz der Vater und würde stets ihre Meinung äußern. Die Mutter habe sie als schwach erlebt und äußert daher über sich selbst, immer stark sein zu wollen: „Weil wenn du schwach bist, dann haben Leute eine Fläche, auf der sie dich verletzen können.“ IP6 beschreibt die klassische Balkanfrau als leise und zurückhaltend. Sie selbst würde nachts jedoch oft wach liegen, um ihr Verhalten zu reflektieren und zu bewerten. Hierbei werden Anzeichen der Unsicherheit sichtbar, denn der Versuch, das eigene Verhalten zu reflektieren und womöglich auch zu perfektionieren, könnte aus der Angst resultieren, nicht stark genug zu sein und – wie in der Kindheit – untergeordnet zu werden.

Die Interviewpartnerin äußert allerdings, keine Angst zu haben. Erst später merkt sie an, dass sie Angst habe, erneut verletzt zu werden.

Ihr Vater ist innerhalb der Familie die Autoritätsperson, der die Frau und Kinder unterdrückt hat. Dies hat die Interviewpartnerin stark geprägt. Aus der Frustration und Wut heraus, die sie seit ihrer Kindheit durch die Unterdrückung des Vaters erlebt hat, nahm sie sich vor, dass ihr kein Mann je wieder etwas

vorschreiben dürfe. IP6 entwickelte durch die autoritäre und einengende Erziehung ihres Vaters ein starkes Bedürfnis, selbst Macht zu haben und sich keiner männlichen Person unterordnen zu müssen. Es ist zudem wahrscheinlich, dass die Interviewpartnerin dieses Männerbild in vergangene Beziehung miteinfließen ließ, wodurch die männlichen Partner das Gefühl hatten, Macht ausüben zu dürfen, denn der Mann als Autoritätsperson ist ein Rollenbild, das die Interviewpartnerin verinnerlicht hatte. Es scheint, als versuche sie erst jetzt, Jahre später, diese negativen Erfahrungen abzulegen. In ehemaligen Beziehungen hätte sie sich selbst verloren und über sich bestimmen lassen. Aus dem Gefühl des Verletzt-Werdens heraus hat sie sich schließlich dazu entschieden, eine Mauer zum Schutz ihres Wohlbefindens zu errichten. Darüber hinaus kann bei der Partnerwahl von einem Wiederholungszwang ausgegangen werden, der sie daran hindert, den richtigen Mann für eine gesunde und stabile Beziehung zu finden. Denn die unbewusste Wut auf ihren Vater wird auf alle Männer übertragen, die ihr nicht das geben, was sie sich erhofft und erwartet.

8.8.7 Interviewpartnerin 7

Die frühe Kindheit von IP7 scheint von Erfahrungen extremer Ohnmacht geprägt gewesen zu sein. Auf der einen Seite hatte die Interviewpartnerin eine fürsorgliche Mutter, die sich jedoch nicht gegen den Vater gestellt hat. Die liebevolle Umsorgung der Mutter führte zur Entwicklung des Zärtlichkeitsgefühls – eines Vorläufers des Gemeinschaftsgefühls. Auf der anderen Seite war sie der „Liebling“ des Vaters und hatte somit eine Sonderstellung bei diesem. Der Vater sei stets auf der Seite der Tochter gewesen. Allerdings könnte es sich dabei um eine tendenziöse Apperzeption handeln, die sämtliche negative Erinnerungen verdrängt und die Realität nach ihren Vorstellungen formt. So erzählt die Interviewpartnerin, dass der Vater äußerst streng gewesen sei und sie kaum Freiheiten hatte. Er habe sich auch in die Partner- und FreundInnenwahl seiner Töchter eingemischt und vorgeschrrieben: „Ein Serbe sollte immer mit einem Serben befreundet sein.“ Beschützend merkt die Interviewpartnerin diesbezüglich jedoch an, dass der Vater nur aufgrund der Kriegserfahrungen eine solch extreme Einstellung gegenüber anderen Nationalitäten und Religionen gehabt hätte und dass dies in Anbetracht der traumatisierenden Ereignisse verständlich sei.

Die Interviewpartnerin erklärt des Weiteren, dass sie in ihrem Verhalten und Charakter dem Vater sehr ähnlich sei. Dies könnte ein Ausdruck für den Wunsch sein, eine engere Verbundenheit zum Vater zu haben, der früh verstorben ist. Mit 15 Jahren hätte der Vater sie zudem von zu Hause „rausgeschmissen“, da sie eine Beziehung zu einem Türken hatte. Trotz der starren Vorstellungen des Vaters und des Wissens, dass dieser ein solches Verhalten nicht tolerieren würde, hat sie sich gegen diesen aufgelehnt und womöglich unbewusst den Weg in die Freiheit genommen. IP7 hat daraufhin zehn Jahren bei ihrem türkischen Freund gelebt und ist erst nach dem Tod des Vaters zur Mutter zurückgekehrt. Der Grund dafür könnte gewesen sein, dass die Interviewpartnerin die Hilflosigkeit der Mutter ohne Ehemann gesehen hat und daher das Gefühl hatte, einschreiten zu müssen. Bis zu seinem Motorradunfall

herrschte zwischen der Tochter und ihrem Vater Funkstille. Der plötzliche Tod des Vaters könnte das Gefühl der Verbundenheit oder die Sehnsucht nach einer lebenden Vaterfigur verstärkt haben.

Wie bei den anderen InterviewpartnerInnen bestehen auch bei IP7 Anzeichen für das Parentifizierungsphänomen: Die Interviewpartnerin hat bereits als Kind begonnen, den Haushalt der Familie zu führen, indem sie Tätigkeiten wie Putzen, Bügeln und Kochen übernommen hat. Darüber hinaus hat sie die Autos des Vaters, der eine Firma geleitet hat, gereinigt, um die Eltern zu entlasten und zu unterstützen. Die Interviewpartnerin empfindet dies als selbstverständlich und erklärt stolz, dass sie auch heute sofort da sein würde, wenn ihre Mutter sie bräuchte. Die Hilfsbereitschaft ihren Eltern gegenüber, die als Parentifizierung verstanden werden kann, könnte aus der frühen Notsituation der Interviewpartnerin resultiert sein. Denn durch das Erleben der Not der Eltern und der Gewalt und Strenge des Vaters könnte sie ihre Hilfsbereitschaft als Ressource wahrgenommen haben, die es ihr ermöglichte, nicht das Subjekt der väterlichen Wut zu sein, um so der Ohnmacht zu entkommen. Die Übernahme verschiedener Tätigkeiten könnte die Liebe der Mutter verstärkt und darüber hinaus ein Machtgefühl hervorgebracht haben, dass den entwickelten Minderwertigkeitsgefühlen entgegenwirkte.

Ihre erste Kindheitserinnerung handelt davon, dass ihr Vater Bälle für fremde Kinder gekauft hat. Ihre Schwester und sie hatten anfangs gedacht, dass die Bälle für sie seien und sich laut IP7 „extrem gefreut“. Umso größer war dann die Enttäuschung, als sie erfuhren, dass der Vater die Bälle für andere Kinder gekauft hatte. Die Interviewpartnerin meint zudem, selbst keinen Ball besessen zu haben. Der Vater hat dies also entweder nicht wahrgenommen oder seinen Kindern den Wunsch nach einem Ball bewusst nicht erfüllt. Möglicherweise wollte er die eigenen Kinder dazu motivieren, mehr zu leisten, oder er wollte zeigen, dass eigene Wünsche und Interessen hinter jene von anderen gestellt werden sollten. Lebensstiltypisch kann sich bei der Interviewpartnerin durch die Vielzahl solcher Ereignisse verankert haben, dass die Befriedigung der Bedürfnisse anderer Vorrang hat. Sie erwähnt zu einem späteren Zeitpunkt des Gesprächs zudem, dass durch Distanz Liebe wachsen würde. Eventuell meint sie damit die Sehnsucht und versteckt hinter dem positiven Begriff der Liebe das Gefühl des Alleinseins, das sie von ihrer Familie erfahren hat.

9 *Conclusio*

Viele Flüchtlinge zeigen Symptome wie Albträume, Flashbacks und Schlaf- und Konzentrationsstörungen auf. Personen, die Traumatisches erlebt haben, neigen dazu, diese Erlebnisse zu verschweigen. (vgl. Bundespsychotherapeutenkammer 2015, 5) Eine Studie aus Deutschland sagt aus, dass circa die Hälfte der Flüchtlinge unter dem psychischen Störungsbild der posttraumatischen Belastungsstörung, abgekürzt PTBS, erkrankt ist. Die posttraumatische Belastungsstörung wird meist durch „man-made disasters“ ausgelöst. Hierbei sind Ereignisse gemeint, die durch andere Menschen verursacht werden. (vgl. ebd., 6 – 7) Unter den „man-made disasters“ zählen somit traumatische Ereignisse wie beispielsweise der Holocaust in Österreich und Deutschland, politische und ethnische Verfolgungen oder Kriege, die das Ziel der Auslöschung der Existenz und Persönlichkeit von Personen verfolgen. (vgl. Bohleber 2012, 142) Die PTBS ist nicht die einzige Traumafolgestörung. Nach traumatischen Ereignissen können weiters eine Anpassungsstörung, andauernde Persönlichkeitsänderung nach Extrembelastung, dissoziative Störungsbilder oder die Borderline-Persönlichkeitsstörung beim Betroffenen entwickelt werden. (vgl. Bundespsychotherapeutenkammer 2015, 8) Eine der EU-Aufnahmerichtlinien verpflichtet Aufnahmeländer wie Österreich und Deutschland sich um die Schutzbedürftigkeit der Flüchtlinge zu sorgen. (vgl. ebd., 12) Der Schutz der Person meint jedoch nicht bloß das Sorgen für eine Sicherheit, sondern sollte auch die psychische Komponente der Gesundheit umfassen. Vor allem in Hinblick auf die transgenerationale Traumawertergabe, bei welcher wissenschaftlich untersucht und geprüft worden ist, dass sich Traumata der Eltern auf ihre Kinder auswirken. Die Folgeerscheinungen sind vor allem dann als negativ zu bewerten, wenn die Erlebnisse der Betroffenen nicht zuvor professionell behandelt worden sind. Die Vererbung von Traumamerkmalen wie Flashbacks, Überregung, Vermeidungsverhalten, sowie emotionale Abflachung und Ängstlichkeit sind die Konsequenz der Ignoranz.

Aufbauend auf der Theorie wurde ein Forschungsvorhaben entwickelt, welches die Weitergabe von Traumata bei den Kindern von ex-jugoslawischen Kriegsflüchtlingen prüfen sollte. Nach Auswertung der empirischen Forschungsdaten der leitfadengestützten Interviews und Verbindung dieser Erkenntnisse mit dem zuvor erworbenen Wissen aus diversen wissenschaftlichen Werken kann nun die zu Beginn festgelegte Forschungsfrage zusammengefasst beantwortet werden.

Die Frage: „*Inwieweit hat das Kriegserleben der ehemaligen ex-jugoslawischen Flüchtlinge einen Einfluss auf ihre Nachkommen?*“ bedarf einer Aufzählung diverser Bereiche, die davon betroffen sind. Dazu zählt vor allem die Auswirkung auf die Beziehung, welche maßgeblich die Erziehung, aber auch die charakterlichen Eigenschaften der Eltern und die Erklärung für die Entwicklung einer Parentifizierung umfasst. Aufgrund des Traumas leiden die Mütter und Väter der Angehörigen der zweiten Generation unter Traumaerkennungsmerkmalen wie Schweigen, Übererregung in Form von Aggressivität und Impulsdurchbrüchen, Trauer beziehungsweise Traurigkeit, Gefühleinschränkung und Hoffnungslosigkeit. Wie die Ergebnisse zuvor veranschaulichten, werden die Väter der interviewten Personen als

aggressiv, nervös und unberechenbar beschrieben, während die Mütter als ruhig und zurückhaltend gelten. Es erweckt den Anschein, dass sich die Mütter an die Opferrolle, welche in traumatischen Ereignissen vorkommt, festbinden und diese nicht durchbrechen, während die männlichen Erziehungsberechtigten eher das Traumasymptom der Übererregung und Emotionseinschränkung verinnerlicht haben. Die Eltern fungieren als Vorbilder der Kinder, wobei jedoch bei Familien mit traumatisierten Mitgliedern die Nachkommen deren Bedürftigkeit und Hilflosigkeit spüren und versuchen diese auszubalancieren. Dies geschieht unter anderem durch Parentifizierungsprozesse wie sich für das Wohlergehen der Mütter und Väter sowie jüngerer Geschwister verantwortlich zu fühlen oder andere elterlichen Aufgaben zur Entlastung unbewusst zu übernehmen. Aus der Datenerhebung ging hervor, dass die beschriebene „Generation In-between“ eine Personengruppe ist, die aufgrund des Traumas ihrer Eltern maßgeblich in ihrem eigenen Leben beeinflusst worden ist. Zum einen kann sich dies im Bereich der Identität festlegen. Die erlebte Diskrepanz zwischen der zu Hause und der in der Außenwelt erlebten Kultur führt zur Erschwerung des Aufbaus einer eigenen Persönlichkeit. Weiters erschweren die bestehenden Parentifizierungsprozesse die Identitätsentwicklung. Es besteht ein starkes Kohärenzgefühl zur eigenen Familie und Herkunft, was die Integration in die österreichische Gesellschaft verwehrt. Das Individuum sieht sich als Teil seiner Kernfamilie und wird bei Abnabelungsversuchen von Angst und Schuldgefühlen geplagt. Dies erfolgt durch weitergegebene Wunden, die sich in Form von Konfliktvermeidung, Scham- und Schuldgefühlen, Aggression und Gewalttätigkeiten, geringes Selbstwertgefühl, Leistungsdruck, Relativierung eigener Probleme und Risse in der Identität äußern. Die bestehende Diskrepanz führt zu der Erschwernis eine stabile Persönlichkeit zu entwickeln.

Das Ziel der vorliegenden Magisterarbeit ist gewesen, Leserinnen und Leser ein Verständnis und einen Einblick in das Thema der transgenerationalen Traumaweltergabe bei den Nachkommen ex-jugoslawischer Kriegsflüchtlinge zu bieten. Der Grund hierfür liegt darin, dass das Wissen darüber vielen Angehörigen eine Hilfestellung leisten und Leidensdrucks verringern könnte. Das Phänomen der transgenerationalen Traumaweltergabe hat noch keinen hohen Bekanntheitsgrad, obwohl es vor allem in einem Land wie Österreich stark verbreitet ist. Somit bietet diese Arbeit Betroffenen und Bekannten von Betroffenen erste Erklärungen und Einsichten von dem Phänomen der transgenerationalen Traumaweltergabe. Außerdem beugt die Verarbeitung bereits erworbener traumatischer Symptome davor vor, diese an die eigenen Kinder weiterzureichen. Auch wenn es schon die dritte Generation wäre, heilt die Zeit nicht alle Wunden und die Rückstände würden an die Nachkommen unbewusst vererbt werden, wie es bei den Nachkommen der ex-jugoslawischen Kriegsflüchtlinge der Fall gewesen ist. (vgl. Ustorf 2009, 14) Weiterführende Forschung könnte sich auf den Vergleich zwischen den Nachkommen der Kriegsflüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien in Österreich mit den Nachkommen der Kriegssoldaten in einen der Nachfolgestaaten fokussieren. Es wäre sicherlich spannend herauszufinden, ob bei diesen Nachfahren ebenfalls der Krieg zu einer Identitätsverwirrung und die Folgen des Traumas bei den Eltern zu vererbten Wunden geführt haben.

10 *Literaturverzeichnis*

- Adler, Alfred (1927a): Menschenkenntnis. In: Rüedi, Jürg (Hrsg.): Alfred Adler Studienausgabe, Bd. 5. Göttingen: Vanhoeck & Ruprecht 2007.
- Adler, Alfred (1933b): Der Sinn des Lebens. In: Brunner, Reinhard (Hrsg.): Alfred Adler Studienausgabe, Bd. 6. Göttingen: Vanhoeck & Ruprecht 2008.
- Andriessens, Pola (1985): Apperzeption, tendenziöse. In: Brunner, Reinhard; Kausen, Rudolf; Titze, Michael (Hrsg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. München: Reinhardt. 33.
- Ansbacher, Heinz L. (1985): Lebensstil. In: Brunner, Reinhard; Kausen, Rudolf; Titze, Michael (Hrsg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. München: Reinhardt. 253–262.
- Ansbacher, Heinz Ludwig (1985): Lebensstil. In: Brunner, Reinhard, Kausen, Rudolf & Titze, Michael (Hrsg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. 2. Aufl. München: Ernst Reinhardt Verlag. 253 – 262.
- Bachhofen, Andreas (2007): Trauma und Transgenerationalität. Versuch einer Erweiterung der historischen Dimension in der Genese psychischer Störungen aus Sicht der Intersubjektivitätstheorie. In: Forum der Psychoanalyse 23, Wien: Springer. 254 – 265.
- Baer, Udo & Frick-Baer, Gabriele (2014): Wie Traumata in die nächste Generation wirken. Untersuchungen, Erfahrungen, therapeutische Hilfen. Neunkirchen-Vluyn: Semnos.
- Bar-On, Dan (1999): Kriegstrauma als soziales Phänomen. Erfahrungen in Israel. In: Bronfen, Elisabeth, Erdle, Brigit R., Weigel, Sigrid (Hrsg.): Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellen Deutungsmuster. Köln: Böhlau. 77 – 94.
- Bauer, Werner T. (2008): Zuwanderung nach Österreich. Wien: ÖGPP.
- Bayer, Samuel & Logé, Charline (2018): Anna Freud: Ich-Psychologie, Abwehr und Kinderanalyse. In: Loycke-Willerding, Lucie (Hrsg.): Die frühe Entwicklung–Psychodynamische Entwicklungspsychologien von Freud bis heute. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. 66–81.
- Bögle, Gisela (2012): Bedeutung von Übertragungs- und Gegenübertragungssphänomene-n. In: Dinger, Wolfgang (Hrsg.): Gruppenanalytisches Denken- supervisorisch handeln. Gruppenkompetenz in Supervision und Arbeitswelt. Kassel: University press. 73 – 94.
- Bohleber, Werner (2008): Wege und Inhalte transgenerationaler Weitergabe. In: Radebold, Harmut; Bohleber, Werner; Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Weinheim: Juventa. 107 – 118.
- Bohleber, Werner (2012): Was Psychoanalyse heute leistet. Stuttgart: Klett-Cotta.
- BPtK BundesPsychotherapeutenKammer (2015): Psychische Erkrankungen bei Flüchtlingen. In: Bundespsychotherapeutenkammer (BPtK). Online verfügbar unter: https://www.bptk.de/wpcontent/uploads/2019/01/20150916_bptk_standpunkt_psychische_erkrankungen_fluechtlinge.pdf [27.10.2022]

Brandmaier, Maximiliane (2015): Trauma und Gesellschaft, Kritische Reflexionen. In: Ein Trauma ist mehr als ein Trauma. Biopsychosoziale Traumakonzepte in Psychotherapie, Beratung, Supervision und Traumapädagogik. Weinheim und Basel: Juventas, 38 – 51.

Brkic, Zeljko (2001): Ökonomische Ursachen des Zerfalls Jugoslawiens und der Transformationsprozess in Kroatien 1990 – 2000. Trier: Universität Trier.

Clauer, Jörg (2003): Von der projektiven Identifikation zur verkörperter Gegenübertragung. Eine Psychotherapie mit Leib und Seele. In: Psychotherapie Forum, 11, 2, Wien: Springer. 92 – 100.

Datler, Wilfried & Zumer, Peter (2011): Individualpsychologie. In: Stumm, Gerhard (Hrsg.): Psychotherapie. Schulen und Methoden. Eine Orientierungshilfe für Theorie und Praxis. Wien: Falter, 74 – 85.

Demuth, Carolin (2013): Transgenerationale Wertevermittlung in der Familie. Autonomie und Relationalität in autobiografischen Erzählungen junger Erwachsener. In: Journal für Psychologie, 21, 2, 1 – 31.

Diez Grieser, Maria Teresa (2022): Mentalisieren bei Traumatisierungen. Stuttgart: Klett-Cotta.

Dreikurs, Rudolf (2019): Grundbegriffe der Individualpsychologie, 16. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta.

Drexler, Katharina Irene Antoine (2020): Ererbte Wunden erkennen. Wie Traumata der Eltern und Großeltern unser Leben prägen. Stuttgart: Klett-Cotta.

Dunkel, Florian (2021): Zur transgenerationalen Traumatisierung. Ätiologie und Ansätze für die Therapie. In: Wickert, Nadine, Mayrhofer, David (Eds.): Trauma. Unterschätzte Verbreitung und Langzeitfolgen. Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie. Wiesbaden: Springer. 215 – 229.

Eppensteiner, Konstanze (2015): Interkulturelle Psychotherapie mit traumatisierten Flüchtlingen in einer Institution in Wien. Eindrücke und Aspekte aus der Praxis. In: Ein Trauma ist mehr als ein Trauma. Biopsychosoziale Traumakonzepte in Psychotherapie, Beratung, Supervision und Traumapädagogik. Weinheim und Basel: Juventas, 127 – 137.

Fenzl, Thomas & Mayring, Philipp (2017): QCMap: eine interaktive Webapplikation für Qualitative Inhaltsanalyse. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation ZSE, 37, 3. Weinheim: Beltz Juventa. 33 – 34.

Frank, Christina & Gahleitner, Silke Brigitta (2015): Den Schmerz erinnern. Frühe Traumatisierung und ihre Bedeutung für ältere Menschen. In: Ein Trauma ist mehr als ein Trauma. Biopsychosoziale Traumakonzepte in Psychotherapie, Beratung, Supervision und Traumapädagogik. Weinheim und Basel: Juventas, 198 – 207.

Fratzscher, Marcel & Junker, Simon (2015): Integration von Flüchtlingen: Eine langfristig lohnende Investition. In: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung 82, 45, Berlin: USE, 1083 – 1088.

Freud, Anna (2012): Das Ich und die Abwehrmechanismen. 22. Auflage. Frankfurt am Main: Fischer.

Freud, Sigmund (2009): Totem und Tabu. Einleitung von Mario Erdheim, 10. unveränderte Ausgabe. Frankfurt am Main: Psychologie Fischer.

Gahleitner, Silke Brigitta; Frank, Christina & Leitner, Anton (Hrsg.) (2015): Ein Trauma ist mehr als ein Trauma. Biopsychosoziale Traumakonzepte in Psychotherapie, Beratung, Supervision und Traumapädagogik. Weinheim: Beltz Juventa.

Geinitz, Christian (2015): Österreich lobt Integration von Balkan-Migranten. Online verfügbar: <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/menschen-wirtschaft/oesterreich-lobt-integration-der-migranten-vom-balkan-13793608.html> [04.04.2022]

Gheorghe, Nicoleta; Brunke, Marina; Deaconu, Diana; Gheorghe, Alexandra & Iona, Lucia (2019): All My Parents: Professional Transgenerational Trauma in the TA Community. In: Transactional Analysis Journal 49, 4, 263 – 278, <https://doi.org/10.1080/03621537.2019.1649847>.

Gries, Rainer; Asboth, Eva Tamara; Krakovsky, Christina (2016): Generation In-Between. Die Kinder der Balkankriege: Annäherungen an eine europäische Schlüssel-generation. Wien: Erste Stiftung.

Grotzky, Johannes (2021): Das mediale Fremdbild ungenutzter Potentiale und Entwicklungs-hemmisse im östlichen Europa aus deutscher Sicht. In: Miladinovic Zala-znik, Mira & Komel, Dean (Hrsg.): Europa östlich des Westens. 30 Jahre Transition. Quo vadis? Ljubljana: Inštitut Nove revije. 201 – 216.

Heichinger, Martina (2022): Mentalisieren, Epistemisches Vertrauen und Trauma. Eine individualpsychologische Betrachtung. In: Zeitschrift für freie psychoanalytische For-schung und Individualpsychologie 9, 2, 70 – 89.

Heinl, Peter (1994): „Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg...“. Seelische Wunden aus der Kriegskindheit. München: Kösel.

Hendel, Steffen (2018): Den Krieg erzählen: Positionen und Poetiken der Darstellung des Jugoslawienkrieges in der deutschen Literatur (Band 33). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Hintermeier, Sonja (2021): Traumatisierung im Kindesalter und strukturelle Störungen. Die Spät folgen von Bindungs- und Entwicklungstraumatisierung. In: Wickert, Nadine, Mayrhofer, David (Hrsg.): Trauma. Unterschätzte Verbreitung und Langzeitfolgen. Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie. Wiesbaden: Springer. 9 – 22.

Hobmair, Hermann (Hrsg.) (2013): Psychologie. 5. Auflage. Troisdorf: Bildungsverlag EINS.

Hofbauer, Hannes (2019): Balkankrieg. Zehn Jahre Zerstörung Jugoslawiens, 7.Auflage. Wien: Promedia.

Holm-Hadulla, Rainer M. (2000): Die therapeutische Beziehung. In: Psychotherapeut 45. Wiesbaden: Springer. 124 – 136.

Huber, Michaela (2013): Wege der Traumabehandlung. Trauma und Traumabehand-lung Teil 2, 5. Auflage. Paderborn: Junfermann.

Hug, Theo & Poscheschnik, Gerald (2020): Empirisch forschen, 3. Auflage, München: UVK Verlag.

Kalisch, Konrad (2012): Mentalisierung und Affektregulation - wie sich das kindliche Selbstentwickelt. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 61, 5, 336–347. Online verfügbar: <https://doi.org/10.13109/prkk.2012.61.5.336> [12.10.2022]

Khoshrouy-Sefat, Houshang (2013): Individualpsychologie Alfred Adlers. Mainz: Freie Psychoanalyse.

König, Lilith (2020): Trauma und Bindung in der Kindheit. Grundwissen für Fachkräfte der frühen Bindung. Stuttgart: Kohlhammer.

Korittko, Alexander (2015): Das erstarre Mobile. Wenn eine Familie ein Trauma von außen trifft. In: Ein Trauma ist mehr als ein Trauma. Biopsychosoziale Traumakonzepte in Psychotherapie, Beratung, Supervision und Traumapädagogik. Weinheim und Basel: Juventas, 106 – 117.

Kreiner, Barbara; Schrimpf, Marlene; Gahleitner, Silke Brigitte Pieh, Christoph (2015): Überlegungen zur Diagnostik traumatischer Belastungen. In: Ein Trauma ist mehr als ein Trauma. Biopsychosoziale Traumakonzepte in Psychotherapie, Beratung, Supervision und Traumapädagogik. Weinheim und Basel: Juventas, 80 - 94.

Kretschmer, Wolfgang (1985): Organminderwertigkeit. In: Brunner, Reinhard; Kausen, Rudolf; Titze, Michael (Hrsg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. München: Reinhardt. 321–323.

Kretschmer, Wolfgang (1985): Minderwertigkeitsgefühl. In: Brunner, Reinhard, Kau-sen, Rudolf & Titze, Michael (Hrsg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. 2. Aufl. München: Ernst Reinhardt Verlag. 285 – 287.

Kretschmer, Wolfgang (1985): Minderwertigkeitsgefühl. In: Brunner, Reinhard; Kau-sen, Rudolf; Titze, Michael (Hrsg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. München: Reinhardt. 285–287.

Larcher, Manuela (2010): Zusammenfassende Inhaltsanalyse nach Mayring – Überle-gungen zu einer QDA-Software unterstützten Anwendung, Diskussionspapier, No. DP-46-2010, Universität für Bodenkultur Wien, Department für Wirtschafts- und Sozial-wissenschaften, Institut für nachhaltige Wirtschaftsentwicklung, Wien.

Lenz, Albert & Wiegand-Grefe, Silke (2017): Kinder psychisch kranker Eltern. Leitfa-den Kinder- und Jugendpsychosychotherapie. Band 23. Göttingen: Hogrefe.

Lersner, Ulrike von, Rieder, Heide; Elbert, Thomas (2008): Psychische Gesundheit und Rückkehrvorstellungen am Beispiel von Flüchtlingen aus dem ehemaligen Jugoslawi-en. In: Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie 37, 2, 112-121.

Leuzinger-Bohleber, Marianne & Fritzemeyer, Korinna (2016): Psychoanalytische Erkenntnisse zu Migration, Trauma und der Begegnung mit dem Fremden. In: Leuzin-ger-Bohleber, Marianne & Lebiger-Vogel, Judith (Hrsg.): Migration, frühe Elternschaft und die Weitergabe von Traumatisierungen. Das Integrationsbeispiel „Erste Schritte“. Stuttgart: Klett Cotta. 123 – 170.

Leuzinger-Bohleber, Marianne & Lebiger-Vogel, Judith (2016): Frühkindliche Ent-wicklungsprozesse und Migration. Psychoanalytisches Grundlagenwissen. In: Leuzin-ger-Bohleber, Marianne & Lebiger-Vogel, Judith (Hrsg.): Migration, frühe Elternschaft und die Weitergabe von Traumatisierungen. Das Integrationsbeispiel „Erste Schritte“. Stuttgart: Klett Cotta. 42 – 83.

Levine, Peter A. & Kline, Maggie (2015): Verwundete Kinderseelen heilen. Wie Kin-der und Jugendliche traumatische Erlebnisse überwinden können. 9.Auflage. München: Kösel-Verlag.

Libal, Wolfgang (1991): Das Ende Jugoslawiens. Chronik einer Selbstzerstörung. Wien: Europaverlag.

- Libeskind, Daniel (1999): trauma/void. In: Bronfen, Elisabeth, Erdle, Brigit R., Wei-gel, Sigrid (Hrsg.): Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellen Deutungsmuster. Köln: Böhlau. 3 – 26.
- Loch, Ulrike (2014): Emotionale Parentifizierung und Kinderschutz. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co., 279 – 294.
- Lohaus, Arnold & Vierhaus, Marc (2019): Entwicklungspsychologie des Kindes- und Jugendalters für Bachelor. Berlin: Springer.
- Lützner-Lay, Erika (2016): Trauma und Resilienz in Beratung und Therapie. Wie die Schatten unserer Geschichte uns begleiten und die Lebenskraft uns trägt. Wiesbaden: Springer.
- Mappes-Niediek, Norbert (2005): Die Ethno-Falle. Der Balkan-Konflikt und was Euro-pa daraus lernen kann. Berlin: Christoph Links Verlag.
- Mayring, Philipp (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 12. Überarbeit. Auflage. Weinheim: Beltz.
- Mayring, Philipp (2019): Qualitative Inhaltsanalyse – Abgrenzungen, Spielarten, Wei-terentwicklungen. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Re-search, 20(3), Art. 16, <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-20.3.3343>. 12 – 15.
- Misoch, Sabina (2015): Qualitative Interviews. Berlin: Walter de Gruyter.
- Moré, A. (2013): Überantwortete Vergangenheitsbewältigung: zur Bedeutung transge-nerationaler Gefühlsvererbung für das Konstrukt und Erleben von Identität. Psycholo-gie und Gesellschaftskritik, 36/37(4/1), 35 – 59. Online verfügbar: <https://nbnresolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-56572-7> [08.11.2022]
- Nijenhuis, Ellert (2015): Die Trauma-Trinität: Ignoranz - Fragilität - Kontrolle. Die Entwicklung des Traumabegriffs/ Traumabedingte Dissoziation: Konzept und Fakten. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH.
- Opetnik, Gitka (2021): Das Gestern im heute begreifen. Traumaweltergabe in verfolg-ten slowenischen Familien, Klagenfurt und Wien: Mahorjeva Hermagoras.
- Peters, Jan Hendrik & Dörfler, Tobias (Hrsg.) (2019): Planen, Durchführen und Aus-werten von Abschlussarbeiten in der Psychologie und den Sozialwissenschaften, 2. aktualisierte Auflage, Hallbergmoos: Pearson.
- Pichlhöfer, Christine (2021): Interkulturelle Kompetenz in der Arbeit mit traumatisier-ten Menschen mit Fluchterfahrung. In: Wickert, Nadine, Mayrhofer, David (Eds.): Trauma. Unterschätzte Verbreitung und Langzeitfolgen. Zeitschrift für Psychodrama und Soziometrie. Jahrgang: 20, 229-243, Wiesbaden: Springer.
- Pohlmann, Markus (2022): Einführung in die Qualitative Sozialforschung. München: UVK Verlag.
- Polz, Julia (2018): Wenn Kinder zu Eltern werden. Parentifizierung als Chance oder Risikofaktor für die kindliche Entwicklung. In: Zeitschrift für Individualpsychologie 5, 2, 47 – 59.

Pongratz, Ludwig J. (1985): Macht. In: Brunner, Reinhard; Kausen, Rudolf; Titze, Michael (Hrsg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. München: Reinhardt. 267–268.

Porep, Rüdiger (1985): Ödipuskomplex/Ödipus-Gleichnis. In: Brunner, Reinhard; Kausen, Rudolf; Titze, Michael (Hrsg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. München: Reinhardt. 317–320.

Preissing, Sonja (2022): Translokale Perspektiven auf Jugend zwischen Ausgrenzung, Stigmatisierung und Raumaneignung. In: Berger, Fred, Guerrini, Flavia, Bülow, Birgit, Fennes, Helmut, Lauermann, Karin, Sting, Stephan, & Waechter, Natalia (Hrsg.): Jugend–Lebenswelt–Bildung: Perspektiven für die Jugendforschung in Österreich. Opladen: Verlag Barbara Budrich. 213 – 228.

Rabenstein, Susanne (2011): Das Gemeinschaftsgefühl im Spiegel der Neurowissenschaften. In: Rieken, Bernd (Hrsg.): Alfred Adler heute. Zur Aktualität der Individualpsychologie. Band 1, Münster: Waxmann. 171 – 182.

Raile, Paolo (2022): Eco-Trauma. Aus der Sicht einer die Handlungsmöglichkeiten erweiternde Psychotherapiewissenschaft. In: Zeitschrift für freie psychoanalytische Forschung und Individualpsychologie 9, 2, 109 – 124.

Rauwald, Marianne & Quindeau, Ilka (2013): Mechanismen der transgenerationalen Weitergabe elterlicher Traumatisierungen. In: Rauwald, Marianne: Vererbte Wunden. Transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen. Basel: Beltz. 66 – 76.

Rauwald, Marianne (2013a): Traumata. In: Rauwald, Marianne: Vererbte Wunden. Transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen. Basel: Beltz. 13 – 54.

Rauwald, Marianne (2013b): Flüchtlinge und ihre Kinder- Der Einfluss von Migration und Trauma auf die Beziehung zwischen Eltern und ihren Kindern. In: Rauwald, Marianne: Vererbte Wunden. Transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen. Basel: Beltz. 99 – 108.

Reddemann, Luise & Gahleitner, Silke Brigitte (2016): Transgenerationale Weitergabe und späte Folgen von Trauma – eine vernachlässigte Dimension in der Psychotherapie. In: Psychotherapie Forum 21, Wien: Springer. 118 – 123.

Reiterer, Albert F. (2003): Gesellschaft in Österreich. Struktur und Sozialer Wandel im globalen Vergleich. 3. vollständig unbearbeitete Auflage, Wien: Facultas.

Renner, Karl-Heinz & Jacob, Nora-Corina (2020): Das Interview. Grundlagen und Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Berlin: Springer.

Rieken, Bernd (2011): Therapeutische Beziehung. In: Rieken, Bernd/ Sindelar, Brigitte/ Stephenson, Thomas: Psychoanalytische Individualpsychologie in Theorie und Praxis. Psychotherapie, Pädagogik, Gesellschaft. Wien: Springer. 203 – 220.

Rogner, Josef (1985): Kompensation. In: Brunner, Reinhard; Kausen, Rudolf; Titze, Michael (Hrsg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. München: Reinhardt. 230–232.

Ruzek, Josef & Watson, Patricia (2001): Early intervention to prevent PTSD and other trauma-related problems. In: PTSD-Research Quarterly 4/4, 1-3. Online verfügbar: <http://www.ptsd.va.gov/professional/newsletter/research-quarterly/V12N4.pdf> [15.02.2022]

Sänger Regina & Udolf, Margarete (2013): Transgenerationale Traumawertergabe i, Kinder- und Jugendhilfssystem- Auswirkungen und Umgang. In: Rauwald, Marianne (Hrsg.): Vererbte Wunden. Transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen. Basel: Beltz. 139 – 148.

Schier, Katarzyna; Egle, Ulrich; Nickel, Ralf; Kappis, Bernd; Herke, Max & Hardt, Jochen (2011): Parentifizierung in der Kindheit und psychische Störungen im Erwachsenenalter. PPmP-Psychotherapie-Psychosomatik-Medizinische Psychologie 61/8, 364 – 371.

Schmid Mast, Marianne & Krings, Franciska (2020): Stereotype und Informationsverarbeitung. In: Petersen, Lars Eric & Six, Bernd: Stereotype, Vorurteile und soziale Diskriminierung. Theorien, Befunde und Interventionen. Basel: Beltz. 33 – 43.

Schmidbauer, Wolfgang (2018): Hilflose Helfer. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Schmidt, Rainer (1985): Männlicher Protest. In: Brunner, Reinhard; Kausen, Rudolf; Titze, Michael (Hrsg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. München: Reinhardt. 271–274.

Seidenfuß, Josef (1985): Finalität/Kausalität. In: Brunner, Reinhard, Kausen, Rudolf & Titze, Michael (Hrsg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. 2. Aufl. München: Ernst Reinhardt Verlag. 136 – 144.

Seidenfuß, Josef (1985): Gemeinschaftsgefühl. In: Brunner, Reinhard, Kausen, Rudolf & Titze, Michael (Hrsg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. 2. Aufl. München: Ernst Reinhardt Verlag. 159 – 165.

Seiffge-Krenke, Inge (2004): Geschwisterbeziehungen zwischen Individuation und Verbundenheit. In: Psychotherapie und Entwicklungspsychologie. Berlin: Springer. 225–252.

Somer, Eli; Gahleitner, Silke, Brigitte; Frank, Christine; Wachsmuth, Iris; Krebs, Lui-se; Kindler, Marie-Luise (2015): Transgenerationale Weitergabe von Trauma an die Generationen nach dem Holocaust und dem Nationalsozialismus. In: Ein Trauma ist mehr als ein Trauma. Biopsychosoziale Traumakonzepte in Psychotherapie, Beratung, Supervision und Traumapädagogik. Weinheim und Basel: Juventas, 20 – 37.

Statistik Austria (2020): Migration & Integration. Zahlen Daten Indikatoren. Wien: MDH Media GmbH.

Stephenson, Thomas (2018): Wirheit als partizipatives Paradigma: Szenische Wir-Gestaltungen und eine relationale Grundmatrix als Elemente einer individualpsychologischen Relationalität. In: Zeitschrift für freie psychoanalytische Forschung und Individualpsychologie, 5, 1, 50 – 70.

Strübing, Jörg (2013): Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung für Studierende. München: Oldenbourg.

Teuschel, Peter (2016): Der Ahnen-Faktor. Das emotionale Familienerbe als Auftrag und Chance. Stuttgart: Schattauer.

Todorova, Maria (1999): Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil. Darmstadt: Primus.

Uhl, Christiane (2013): Frühprävention durch Förderung von Mentalisierungsprozessen: Psychoanalytisch verstehen- pädagogisch handeln; Bausteine zur Prävention destruktiver Aggressivität bei Kindern in Kindertagesstätten- orientiert an den Ergebnissen der Frankfurter Präventionsstudie. Kassel: Kassel University Press.

Unfried, Natatscha (2013): Psychische Entwicklung von Kindern und frühe Traumatisierung. In: Rauwald, Marianne: Vererbte Wunden. Transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen. Basel: Beltz. 30-37.

Ustorf, Anne-Ev (200): Wir Kinder der Kriegskinder. Die Generation im Schatten des Zweiten Weltkriegs. 3. Auflage. Freiburg im Breisgau: Verlag Herder.

Vrgoc-Mirkovic, Jokica (2009): Hat sich der Balkankrieg auf die psychische Gesundheit der Migranten ausgewirkt? In: Schweizerische Ärztezeitung. Muttenz: EMH Schweizerischer Ärzteverlag AG. 871 – 874.

Weigel, Sigrid (1999): Telescopage im Unbewussten. Zum Verhältnis von Trauma, Geschichtsbegriff und Literatur. In: Bronfen, Elisabeth, Erdle, Brigit R., Weigel, Sigrid (Hrsg.): Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellen Deutungsmuster. Köln: Böhlau. 51 – 76.

Wiegand-Grefe, Silke & Mäller, Birgit (2012): Die transgenerationale Weitergabe von Kriegserfahrungen aus dem Zweiten Weltkrieg über drei Generationen - eine Betrachtung aus psychoanalytischer Perspektive. In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 61/8, 610 – 622.

Wieser, Michael (1994): Szenisches Verstehen. Ein erster theoretischer Erkundungsversuch. In: Psychotherapie Forum 2. Wiesbaden: Springer. 6 – 19.

Autorin

Mag.a Rivic Ines

Braunhubergasse 23/63, 1110 Wien

Tel.: 0676 5830100

Mail: psychoterapie.rivicines@gmail.com

Ines Rivic studierte Psychotherapiewissenschaft an der Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien (SFU). Sie ist als Psychotherapeutin im Sindelar Center tätig.